



Mit Forschungsbericht 2007/2008

© montage\_rasciPIXELIO

## Aus dem Inhalt

- Empirische Bildungsforschung in Vechta
- Forschungsbereich Landschaftsökologie im (inter)nationalen Kontext
- Kompetenzentwicklung durch Regionales Lernen in ländlichen Räumen
- Alter(n)sforschung in Vechta - ein Überblick
- Die Forschungsfelder in den Sozialwissenschaften
- Perspektiven interdisziplinärer Vertrauensforschung



Prof. Dr. Marianne Assenmacher, Präsidentin der Hochschule Vechta

Bild: Archiv der Hochschule Vechta

Eine durchaus beachtliche Zahl Forschungsinteressierter aus der Region, dem Land Niedersachsen, dem übrigen Bundesgebiet und dem Ausland hatte sich vom 22. bis 23. Oktober 2009 an der Hochschule Vechta eingefunden, um über „Zukunftsfähigkeit durch Wandel“ zu diskutieren. Dieses Generalthema bezog sich nicht nur auf die Forschungsbilanz der mittlerweile seit 15 Jahren selbstständigen Hochschule Vechta sondern auch auf den Wandlungsprozess der Institution, die 2010 mit der Umbenennung in Universität Vechta einen neuen Meilenstein erreichen wird. Dazu unternahmen namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener deutscher und ausländischer Universitäten den erfolgreichen Versuch, das besondere Forschungsprofil der zukünftigen Universität Vechta aus ihrer Sicht in voller Gänze zu beleuchten, Entwicklungspotenziale und Alleinstellungsmerkmale herauszuarbeiten und Perspektiven aufzuzeigen.

So standen Qualität, deren Messung und Erzeugung im Mittelpunkt des einleitenden Vortrags des Vechtaer Hochschulratsvorsitzenden Prof. Dr. Ruprecht Wimmer.

Die mittlerweile schon klassischen Vechtaer Forschungsbereiche Bildungs- und Unterrichtsforschung, die heute im Zentrum für Empirische Bildungsforschung und Fachdidaktik (ZEBiD) gebündelt sind, wurden seit 2005 konsequent um die Felder Soziale Dienstleistungen/Gerontologie erweitert, ein Forschungsfeld, in dem die Universität Vechta in Norddeutschland ein Alleinstellungsmerkmal besitzt.

Dass die Erforschung der Auswirkungen einer alternden Gesellschaft auch Chancen zu einem erfolgreichen demographischen Wandel eröffnet, wurde ebenfalls auf der Vechtaer Tagung deutlich. Das Forschungszentrum Alter(n) und Gesellschaft (ZAG) hat dazu in exemplarischer Form Kompetenz gebündelt, die nicht nur in die Region ausstrahlt, vielmehr bundesweit und international gefragt ist. Dass Vechta nahezu den einzigen grundständigen Gerontologie-Studiengang in ganz Deutschland anbietet ist da nur folgerichtig. Zudem wurden auch die zahlreichen Drittmit-

telforschungen der Vechtaer Landschaftsökologie in den internationalen Kontext gestellt. Hier besitzt die Hochschule Vechta herausragende Kompetenz. Eben solche wurde auf der Tagung der Ländlichen Raumforschung und dem Bereich Regionales Lernen/Umweltbildung am renommierten Institut für Strukturforschung und Planung in agrarischen Intensivgebieten (ISPA) attestiert.

Die Vielfalt der fachwissenschaftlichen Forschungsfelder an der Vechtaer Universität führte eine Podiumsdiskussion vor Augen. Den hierbei teilnehmenden Professorinnen und Professoren wurden konkrete Aussagen zu zukunftsfähigen und Profil bereichernden Forschungsgebieten entlockt. Hierbei wurden auch die Forschungsperspektiven und Facetten von Gender & Diversity, Vertrauen, Bildungsgerechtigkeit und -chancen sowie die ästhetische und kulturelle Komplexität moderner Gesellschaften in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften erörtert, denen eine jenseits der Metropolen gewachsene Universität besonderen Raum und spezielles, unverwechselbares Gepräge geben kann. Gerade zum Begriff „Ländlicher Raum“ gilt es mit wissenschaftlichen Fakten den zahlreichen verbreiteten Mythen und Vorurteilen zu begegnen.

Zusammenfassend wurde der zukünftigen Universität Vechta auch vom anwesenden Niedersächsischen Wissenschaftsminister Lutz Stratmann attestiert, eine wahrnehmbare Position in der deutschen Hochschullandschaft erreicht zu haben. Das besondere Profil und die vertrauensförderliche überschaubare Dimension der Universität Vechta bietet auch besondere Perspektiven für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Fächern und Fachkulturen, die an großen Universitätsstrukturen eher selten zu finden seien. Dieses Potenzial liegt anhand zahlreicher Kooperationsprojekte auf der Hand.

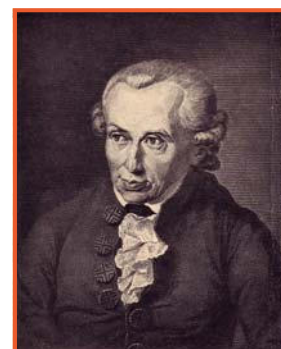
Ich lade Sie ein, sich anhand der Beiträge aller Referentinnen und Referenten der Tagung hiervon ein eigenes Bild zu machen.

Prof. Dr. Marianne Assenmacher  
Präsidentin der Hochschule Vechta

## IN DIESER AUSGABE:

- 2 „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“
- 5 „Zukunftsfähigkeit durch Wandel“ -  
Herausforderungen des modernen Wissenschaftssystems
- 12 Die Perspektive des Fachs in der didaktischen Forschung -  
Erläuterungen am Beispiel der Biologiedidaktik in Vechta
- 17 Lehrerpersönlichkeit und Lehrerbeltung
- 20 Empirische Bildungsforschung in Vechta: eigensinnig, nützlich, zielstrebig
- 22 Die Forschung am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der Hochschule Vechta  
im nationalen und internationalen Kontext: Rückblick und Entwicklungsperspektiven
- 26 Drittmittelprojekte und Forschungsperspektiven am Lehrstuhl für Landschaftsökologie
- 35 Globalisation & Rural Change - Forschungsaktivitäten der Abteilung  
Vergleichende Strukturforschung des ISPA, Hochschule Vechta
- 38 Kompetenzentwicklung durch Regionales Lernen in ländlichen Räumen
- 41 Ländliche Raumforschung heute -  
ein interdisziplinäres Forschungsfeld mit aktuellen Herausforderungen
- 51 Forschung zu Alter(n) und Gesellschaft -  
Ein Beitrag zu Wissenschaft, Politik und Lebenslagen
- 54 Alter(n)sforschung in Vechta - ein Überblick
- 57 Die Relevanz von Erbschaften für die Alterssicherung
- 59 Was viel zu denken gibt - Einige Bemerkungen zu den Herausforderungen  
ästhetischer und kultureller Komplexität
- 65 Contemporary Problems of Modern Societies:  
Die Forschungsfelder in den Sozialwissenschaften an der Universität Vechta
- 67 Gender & Diversity
- 69 Bildungschancen und Befähigungen als interdisziplinäre Forschungsperspektive
- 71 Perspektiven interdisziplinärer Vertrauensforschung
- 75 Der Ländliche Raum - Mythos und Fakten

Anlage CD: Forschungsbericht 2007/2008



## „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

Grußwort zur gleichnamigen Tagung am 22./23.10.2009 an der Hochschule Vechta



Relikt des früheren  
Lehrerseminars,  
eingefügt in die moderne  
Campus-Anlage der  
Hochschule Vechta.

© Hochschule Vechta

Bibliothek der  
Hochschule Vechta

© Hochschule Vechta



von **Marianne Assenmacher**

Der klassische Dreiklang Forschung - Wissenschaft - Universität befindet sich in einem tiefgreifenden Wandel. Vor dem Hintergrund der Exzellenzinitiative wie auch aufgrund der Anforderungen an Effizienz und Zukunftsfähigkeit werden alle Hochschulen in Deutschland und Europa derzeit auf ihre Anpassungsfähigkeit im realen Praxistest geprüft. Die Hochschule Vechta, wie diese Institution seit 1995 heißt, hat diesen, mitunter schmerzhaften Prozess immer als Chance begriffen und mit der Umsetzung von Reformen und Strukturveränderungen ihr wissenschaftliches Profil geschärft und abgerundet. Sie steht symbolhaft für den „Wandel“ und sie ist damit deutlich in der Hochschullandschaft sichtbar geworden, sonst wären Sie alle sicher nicht hier.

Die Leistung einer Universität wird an mehreren Indikatoren in Forschung und Lehre messbar und von der Öffentlichkeit, wie ihren Nutzern, den Forschenden und Lehrenden in einer bestimmten Weise wahrgenommen. Aber erst die Einbettung der Leistungsindikatoren in eine forschungs- und lehrförderliche Gesamtstruktur führt zum nachhaltigen Erfolg. Die Universität Vechta, wie sie zukünftig nach der Novellierung des Niedersächsischen Hochschulgesetzes heißen wird, ist hierfür ein gutes Beispiel, und ich möchte Sie einladen, im Rahmen dieser Konferenz die Strukturen der Hochschule, ihr Profil, ihre Chancen und Einzigartigkeiten kennen zu lernen. Darum freue ich mich, dass Sie hier in unserer schönen Aula zu Gast sind.

Vor fast 180 Jahren wurde in Vechta die Basis für eine moderne Ausbildung von angehenden Lehrern gelegt, ein Konzept, das im Lauf der Zeit immer wieder modernisiert und reformiert wurde. Von der praxisnahen Normalschule über das Lehrerseminar des 19. Jahrhunderts ging der Weg hin zur immer stärker wissenschaftlichen Ausbildung angehender Pädagogen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Pädagogische Hochschule Vechta gegründet, die 1973 in die Universität Osnabrück einverleibt wurde. Eine gut ge-

meinte Zwangs-Ehe, die aber nicht immer harmonisch lief. Seither ist die Lehrerbildung aber eine selbstverständlich universitäre Aufgabe und der Standort Vechta hat seither das Promotionsrecht, bis heute, nur um der oft geschriebenen Mär vorzugreifen, Vechta würde dieses Recht nun mit der Umbenennung erst bekommen. Derzeit sind über 140 Promovierende auch Ausdruck der Forschungsqualität in Vechta.

Nach der Lehrerstellenkrise in den 1980er Jahren mit entsprechend stark rückläufigen Studierendenzahlen folgte eine jahrelange Schließungsdiskussion um den kleinen Uni-Standort in Vechta, die mit Vehemenz geführt wurde und nicht selten als politischer wie universitätsinterner Grabenkampf eskalierte. Die Region wollte auf ihre Universität in Vechta auf keinen Fall verzichten. Eine nicht unwichtige Rolle spielte dabei, wie in der gesamten Geschichte der Universität, die Katholische Kirche. 1965 hatte das Land Niedersachsen sich in einem Staatsvertrag mit dem Heiligen Stuhl in Rom dazu verpflichtet, die konfessionsgebundene Ausbildung für Lehrer der Katholischen Religion am Standort Vechta durchzuführen. Dieser Staatsvertrag ist das sog. Niedersachsen-Konkordat. Von diesem Vertrag ließ die Kirche auch in den 1990er Jahren nicht ab, so dass letztlich eine Schließung des Standortes Vechta abgewendet werden konnte. Auch waren die Studierendenzahlen wieder klar gestiegen, die hohe Qualität der Lehrerausbildung hatte nie gelitten, der Ruf der kleinen Uni unter den Studierenden wie den Schulen war sehr gut. Es erfolgte daraufhin eine Verselbständigung unter dem Namen Hochschule Vechta im Jahre 1995. Das einseitig auf Lehrerausbildung ausgerichtete Profil wurde durch weitere Studiengänge verbreitert, um krisenfester zu werden. Der Titel Universität blieb aber zunächst Zielvorgabe des Landes und Wunsch der Hochschule und Region zugleich.

Erst eine leistungsfähige Forschung macht eine Universität aus, da war die Lehrerbildung in der Struktur der 1980er und 90er Jahre, zugegeben im Rückblick, vergleichsweise schlecht aufgestellt. Reformen und Umstruk-

turierungen sollten dies radikal ändern. Die einstmals zwei Fachbereiche wurden zugunsten einer effizienteren Institutsstruktur aufgegeben, bei Neuberufungen Clusterbildung und Schwerpunkte gestärkt. Trotzdem sollte die in der Lehrerbildung übliche Fächervielfalt nicht zu sehr beschnitten werden: bei fast 20 Fächern ein Spagat, wenn man nur über gut 50 Professuren verfügt. Gleichwohl bildeten sich sichtbare Schwerpunkte aus: Beachtet werden heute bundesweit die wissenschaftlichen Leistungen des Instituts für Strukturfor- schung und Planung in agrarischen Intensiv- gebieten (ISPA). Kein Wunder, ist doch die Agrar- und Ernährungswirtschaft samt ihren vor- und nachgelagerten Bereichen ein Motor der bekanntermaßen sehr erfolgreichen Wirt- schaftsentwicklung in der Region Oldenbur- ger Münsterland, in der die Universität Vechta tief verankert ist. Das Thema Entwicklung ländlicher Räume ist daher selbstverständlich auch an der Universität Vechta dauerhaft prä- sent und wird sinnvoll ergänzt durch For- schungen in der Landschaftsökologie. Per- spektivisch wird es ein weiteres Studien- standbein geben. Auch in den Sozial-, Geis- tes- und Kulturwissenschaften gab und gibt es sichtbare Forschungsimpulse, ein Studien- angebot in den Kulturwissenschaften ist in Planung und soll nach erfolgreicher Akkredi- tierung 2010 starten.

Seit etwa sieben Jahren befindet sich die Hochschule Vechta schon konsequent im eu- ropaweiten Bologna-Prozess. Sie hat als eine der ersten Universitäten diesen Prozess als Chance erkannt und entsprechende Refor- men in der Studienstruktur vorgenommen. 2003 wurde der erste Bachelor-Studiengang mit zwei kombinierbaren Fächern eingeführt. Seit 2006 heißt das Studium des Lehramtes nun „Master of Education“ und ist modular auf Basis aktueller Forschungsergebnisse struk- turiert, die in die Lehrveranstaltungen einflie- ßen. Alle Studiengänge werden akkreditiert, so sollte es keinen Wildwuchs von Studien- gängen geben, die Absolventen für die Ar- beitslosigkeit ausbilden. Bei allen, in der Zwi- schenzeit auch wieder korrigierten Mängeln der Anfangszeit war der frühe Beginn der Umstellung auf Bachelor und Master ein gro- ßer Erfolg. Alle Studiengänge sind inzwi- schen komplett neu aufgebaut oder ersetzt worden und die Universität Vechta wird auch

aufgrund dieser frühzeitig gesammelten Kom- petenz und Erfahrung von anderen Hoch- schulen um Rat angefragt.

Im Jahr 2005 gab es eine weitere erhebliche Veränderung, die einstige Katholische Fach- hochschule für Sozialwesen Vechta wurde in die räumlich direkt benachbarte Universität integriert, mit dem gesamten Personal und al- len Studierenden. Heute verlassen Bachelor- und Master-Absolventen der „Sozialen Arbeit in Humandiensten“ die Universität, um in das Berufsamerkenungs- jahr einzutreten oder in die Wissenschaft oder eine berufliche Tätig- keit zu wechseln. Der Bereich Soziale Dienst- leistungen, der die erziehungswissenschaft- lich-pädagogischen Teile der Lehramtsausbil- dung hervorragend ergänzt, wurde ganz neu aufgebaut, 2008 startete der Studiengang BA Dienstleistungsmanagement, der auch be- triebswirtschaftliche Leitungskompetenz ver- mittelt.



Die bereits in den 1990er Jahren eingerichte- te, und damals sicher noch belächelte Geron- tologie wurde zeitgleich angesichts der demo- graphischen Entwicklungen in Deutschland und Europa massiv personell gestärkt und ausgebaut. Der Bachelorstudiengang Geron- tologie ist in seiner grundständigen Form ohne Beispiel in ganz Deutschland, der for- schungsorientierte Master wird ebenfalls bun- desweit nachgefragt. Hiermit hat die Universi- tät Vechta ein einzigartiges Profilelement und Alleinstellungsmerkmal gewonnen. Belohnt wurde dies durch eine fast 100-prozentige Zunahme der Zahl der Studierenden seit 1995, nämlich von ca. 1.700 auf nunmehr et- wa 3.400.

Aber weg von den Inhalten, hierzu hören Sie im Folgenden noch genug, zurück zu den Strukturen: Für die Bündelung der fachlich vorhandenen Cluster zu leistungsfähigen For- schungseinheiten wurden systematisch insti- tuts- und disziplinübergreifende Forschungs- zentren geschaffen: 2007 das Zentrum Altern

*2005 wurde die Katholische Fachhochschule für Sozialwesen in Vechta in die räumlich direkt benachbarte Universität integriert.*

© Hochschule Vechta

und Gesellschaft, unser ZAG. Im ZAG sind alle mit diesem Bereich befassten Professoren konzentriert, das reicht von den Mitgliedern des Instituts für Gerontologie, die man dort auch erwarten würde, bis hin zu den Mit-



*Rund 3.400 Studierende sind gegenwärtig an der Hochschule Vechta eingeschrieben.*

© Hochschule Vechta

gliedern aus der Pädagogik, der Psychologie, der Sozialen Arbeit und der Musikpädagogik. Ein breit aufgestelltes Forschungspotenzial, das die Kraft für große Projekte besitzt. 2008 folgte das Zentrum für Empirische Bildungsforschung und Fachdidaktik, kurz ZEBiD. Auch in der Bildungswissenschaft sind heute leistungsfähige Forschungsstrukturen gefordert, insbesondere die auf die einzelnen Institute und Fächer verstreuten Fachdidaktiken bedürfen einer weiteren Vernetzung. Ein Anfang war das Promotionskolleg Bildungsforschung und Didaktik, das durch gezielte Stipendienförderung der Universität entsprechenden wissenschaftlichen Nachwuchs nach Vechta holt.

Zu den erforderlichen Strukturen einer zukunftsfähigen Universität gehört ein effizienter Dienstleistungsbereich, der die Forschung fördert und unterstützt, Leistung belohnt und Ziele erreichen hilft. Neben dem seit Jahren erfolgreich bewirtschafteten Globalhaushalt auf Basis einer kaufmännischen Buchführung arbeitet die Hochschule mit Nachdruck an einer effizienten Kosten-Leistungs-Rechnung. Der Outcome Forschung ist messbar, qualitativ und quantitativ, und längst nicht nur monetär. Der dem gegenüber stehende Aufwand muss aber ebenfalls messbar werden, sonst ist letztlich keine Bewertung der Leistung möglich. Seit Jahren betreibt die Hochschule intern eine leistungsbezogene Mittelvergabe,

die individuelle Forschungsaktivitäten detailliert erfasst, honoriert und den Outcome strukturell sichtbar machen hilft. In Zielvereinbarungen werden auf Basis der W-Besoldung Forschungsziele definiert, auf der individuellen Ebene wie mit den Instituten und Zentren. Gleichermaßen hat die Universität in Gänze eine Zielvereinbarung mit dem Land Niedersachsen abgeschlossen. Individuelle Verantwortung und gleichzeitig ein weiterer Handlungsspielraum bilden eine Symbiose, die allen Mitgliedern der Universität Anreize bieten soll und Erfolge ermöglicht.

Zukunftsfähigkeit durch Wandel, so lautet das Motto unserer Konferenz. Sie werden erfahren, wie die Universität Vechta sich selbst in ihren Facetten darstellt und wie diese von Experten aus unterschiedlichen Bereichen in ihrer Forschungsperspektive wahrgenommen werden. Ich begrüße dazu recht herzlich die Referenten aus dem Hause, die ihnen die Vielfalt der Universität Vechta anhand von Projekten und Initiativen vorstellen werden, und freue mich auch ganz besonders, dass namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland und dem Ausland die Universität Vechta aus ihrer externen Sicht beleuchten werden. Frau Maleike von der Redaktion Campus und Karriere beim Deutschlandradio wird durch das weitere Programm führen. Ich wünsche uns allen interessante Einblicke und Diskussionen um die Universität Vechta und ihre Zukunftsfähigkeit durch Wandel.

Vielen Dank.



#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Marianne Assenmacher  
Hochschule Vechta - Universität  
Präsidentin  
Tel. 04441|15-270  
Mail: praesidentin@uni-vechta.de

*Im Jahr 1995 wurde der ehemalige Standort der Universität Osnabrück als „Hochschule Vechta“ verselbständigt.*

© Hochschule Vechta

## „Zukunftsfähigkeit durch Wandel“ - Herausforderungen des modernen Wissenschaftssystems

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von Ruprecht Wimmer, Eichstätt

### 1. Einleitung

Ich beginne mit einem längeren Zitat, das eine gewisse Verwunderung hervorrufen dürfte: „Läßt man Kants akademischen Werdegang kurz Revue passieren, muss man zu dem Befund kommen, dass er im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb keine Chance gehabt hätte. Im Gegenteil, er verkörpert geradezu alles das, was dem Eifer der universitären Qualitätsmanager ein Dorn im Auge ist. Das beginnt mit Kants demonstrativer Immobilität und Unbeweglichkeit. Kant hat seine Geburtsstadt Königsberg so gut wie nie verlassen. Nach dem Studium verdingte sich der modebewusste ‚elegante Magister‘ als Hauslehrer und Bibliothekar, ehe er nach einer langen Zeit des Wartens endlich eine Professur an der Universität Königsberg, an der er auch die Lehrbefugnis erhalten hatte, bekam. Der klassische Fall einer verpönten Hausberufung, die - so will es der Zeitgeist - Begrenztheit und mangelnde Mobilität signalisiert. Ohne jede internationale Erfahrung und ohne Auslandsaufenthalt bekommt Kant eine Lehrstelle an der Universität – das wäre angesichts des Ideals der befristeten Professuren sowohl unerwünscht als auch nur mehr schwer möglich.“

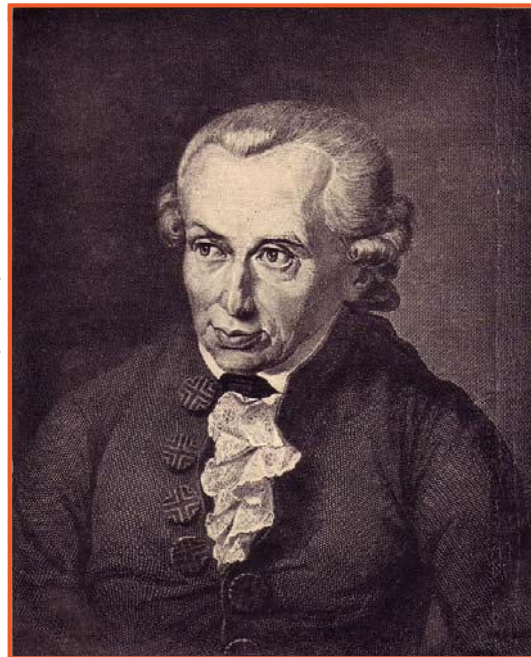
Kaum zum Professor ernannt, bestätigt Kant dann die schlimmsten Vorurteile, die man gegenüber beamteten Wissenschaftlern zu hegen pflegt: Er hört auf zu publizieren. Es folgen zehn ‚Jahre des Schweigens‘, in denen gerade zwei Artikel in der *Königsbergischen Zeitung* erscheinen. Hätte man nach heutigen Kriterien die Universität Königsberg evaluiert, wäre es Kant wohl nicht erspart geblieben, sich wegen mangelnden Fleißes und ineffizienter Forschungsleistung zu verantworten. Zumindest die Zuordnung zu einem innovativen und interdisziplinär vernetzten Forschungsschwerpunkt wäre ihm sicher gewesen. Natürlich war Kant in diesen zehn Jahren nicht untätig gewesen: Er war Dekan der Philosophischen Fakultät, später auch Rektor der Universität, aber vor allem: In seinem Kopf wuchs die *Kritik der reinen Vernunft*.

Wahrscheinlich gehören diese Jahre des Schweigens zu den produktivsten Phasen der Wissenschaftsgeschichte überhaupt.“<sup>(1)</sup>

Das ist ein böser, brillant geschriebener Text, der unserem Tagungsthema an den Kragen will. Der Autor Konrad Paul Ließmann, ein Philosophieprofessor der mittleren Generation aus Wien, hat sich vorgenommen, die sogenannte Wissensgesellschaft und damit die heutige Bildungspolitik und das moderne Wissenschaftssystem zu entlarven – und das gelingt ihm insoweit, als er vieles an verlogener Betriebsamkeit und stereotypem Bildungsgerede wirklich bloßlegt. Aber wie das bei einer Satire so ist – und sei sie auch von höchstem Niveau und höchstem Amusement: Die Gegenwart zerschellt nur scheinbar an einer rundum positiv gesehenen Vergangenheit, von der der Satiriker wissen muss und auch weiß, dass sie nicht wiederkommen kann und darf.

Uns hier soll Liessmanns Attacke dazu verhelfen, den modernen Wissenschaftsbetrieb – nehmen Sie den Begriff von jetzt an wertneutral – nach Zentralbegriffen zu strukturieren, denn diese Zentralbegriffe geben auch seinem Text Form und Logik. Es sind dies, in der Liessmann’schen Reihenfolge: Qualitätsmanagement – Mobilität – Leistungsbezogene Mittel- und Stellenzuteilung – Internationalität – Publikationstätigkeit – Evaluation – Interdisziplinarität – Vernetzung. Fehlt eigentlich nur die Drittmittelinwerbung, doch die kommt etwas später im Text. Natürlich hätte Kant nach Liessmann bei der DFG keine Chance gehabt.

Ich ordne nun die thematischen Facetten der heutigen Wissenschaftstätigkeit etwas anders; ich folge zunächst - in etwa chronologisch - dem Berufsweg eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin. Es bietet



Immanuel Kant  
(1724-1804) - Radierung  
von Johann Leonhard Raab  
nach einem Original  
von Döbler (1791)

sich die folgende Sequenz an: Publikationstätigkeit – Mobilität/Internationalität – Interdisziplinarität/Vernetzung – Drittmittel; und dann fällt ein Blick, jetzt vorwiegend aus der Außenblick einer Hochschulleitung, auf Qualitätsmanagement und Evaluation. Natürlich ist ein strenges Nacheinander damit nicht gemeint – „Mehrstimmigkeit“ kann und sollte eigentlich immer wieder vorkommen.

Kants Universität – die Universität noch vor Humboldt – kehrt nicht wieder, und selbst die Humboldt'sche Universitätsidee kann nur wirksam bleiben, wenn man sie mit Augenmaß fortschreibt und angleicht – was sie übrigens wirklich verdient. Eine generelle Diskreditierung der Humboldt'schen Zentralgedanken (der Einheit von Forschung und Lehre, der Einsamkeit und Freiheit des Wissenschaftlers) würde die Universität erledigen. Die oben angeführten neuen Ordnungsbegriffe sind jedoch keineswegs pauschal zu denunzieren, sie sind die notwendige Folge von Wandlungs- und Entwicklungsprozessen: Ich nenne nur die Entwicklung der Medienlandschaft, die „Globalisierung“ des Wissenserwerbs, die wachsende Bedeutung der Naturwissenschaften – die zunehmende Betonung von Wissenschaftsnutzern, von sogenannten Märkten, den gestiegenen Bedarf an Qualifizierten der verschiedensten Provenienz.

Im Folgenden gebe ich Ihnen Impressionen – und es sei betont, dass diese von einem in der Hochschuladministration langjährig tätigen Geisteswissenschaftler stammen, vom ehemaligen Präsidenten einer kleinen geisteswissenschaftlich zentrierten Universität, die aus verschiedenen Gründen immer besondere Anstrengungen nötig hatte, um sich im modernen Wissenschaftssystem zu positionieren. Kein Modell also, eher Momentaufnahmen. Ich darf bei dieser Gelegenheit auf ein Buch meines Hochschulratskollegen Wolfgang Bergsdorf verweisen, das die vielfältigen Erfahrungen eines Universitätspräsidenten systematischer aufbereitet.<sup>(2)</sup>

## II. Publikationstätigkeit

Kant war natürlich als Hauslehrer und Bibliothekar nicht untätig gewesen; als er seine Professur erhielt, lag so einiges an Publikationen von ihm vor. Für uns heute gilt: jeder musste oder muss sich – schon in der Dissertation und erst recht danach – seinen Platz

im Fach (oder fächerübergreifend) suchen und schaffen. Das aber geht nur über Veröffentlichungen, die zur Kenntnis genommen werden. Es ist heute wie damals: nur Wissenschaftler, mit deren Namen man bestimmte Kompetenzen verbindet, werden wahrgenommen und „zählen“. Ich möchte, für manche wohl etwas ketzerisch, sagen: Die *individuelle* Qualifikation steht am Anfang. Ohne sie gibt es keinen Start. Daraus ist abzuleiten: Jede Universität, jedes Fach und jeder Fachvertreter hat die Aufgabe, den wissenschaftlichen Nachwuchs motivierend zu betreuen, zu begleiten, zu ermutigen. Wenn das mit Augenmaß geschieht, erscheint das Gerede von der „Gängelung“ einer kreativen Jugend als obsoletter Mythos. Es ist aber auch die Sache der jeweiligen Hochschulleitung, die Nachwuchssituation im Auge zu behalten und hartnäckig dafür zu sorgen, dass die Stellenmisere in diesem Bereich reduziert und irgendwann einmal ganz beseitigt wird.



Sie werden nun fragen: Meint die postdoktorale Qualifikation immer die Habilitation? Nicht zwingend. Es gibt sehr wohl Disziplinen, in denen „das zweite Buch“ sinnvoll ist, und viele Fächer haben über die Habilitationsschriften ihrer Nachwuchswissenschaftler zahlreiche Standardwerke geschenkt bekommen, die dies bis heute geblieben sind. Trotzdem: Es muss um die Summe der Leistungen gehen, und diese Summe kann sehr wohl kumulativ zustande kommen – in einigen Fächern ist das der Normalweg. Eines aber hilft am Anfang nicht weiter: die mehr oder weniger vollmundige Ankündigung. Das heißt nun wieder nicht, dass der Nachwuchs sich nicht in Projekten profilieren könnte und sollte, nur müssen es beim Einstieg Projekte von bereits Arrivierten sein. Ich glaube, das Beste ist hier eine Mischung aus Individualität und Eingebundenheit. Dabei ist für den Einzelnen die Humboldt'sche „Einsamkeit und Freiheit“

*Publikationstätigkeit ist ein entscheidender Faktor, um als Wissenschaftler in der Fachwelt wahrgenommen zu werden.*

© Hochschule Vechta



nach wie vor unverzichtbar. Was die weiteren Veröffentlichungen anbelangt: Hier trennt das scharfe Auge der Begutachtenden recht schnell die Spreu vom Weizen: Wir alle müssen zusehen, dass wir uns nicht ständig wiederholen, uns nicht im Projektgetöse verlieren – wir müssen uns nach wie vor Zeit nehmen, müssen geduldig Neuland erobern und das wissenschaftliche Detail nicht aus dem Auge verlieren, auch wenn nicht immer eine *Kritik der reinen Vernunft* dabei herauskommt.

### III. Mobilität/Internationalität

Es stimmt, dass es damit bei Kant nicht weit her war, doch wäre es übertrieben, eine *Stabilitas loci* bei allen großen Wissenschaftlergestalten der Vergangenheit anzunehmen. Das flagranteste Gegenbeispiel schon im 16. Jahrhundert ist Erasmus von Rotterdam. Er war in vielen Ländern Europas zu Haus, dazu befähigt durch die globale Wissenschaftssprache der Frühen Neuzeit, das Lateinische. Und publiziert hat er permanent und leidenschaftlich. Bekannt ist die Geschichte, dass er in der Baseler Druckerei Froben neben der Druckpresse über seinen Fahnen saß.

Heute ist das alles etwas anders; die *lingua franca* ist englisch, und Europa allein ist nicht mehr der obligatorische Raum für internationale Gelehrsamkeit. Deshalb hatte auch die Bologna-Konzeption ursprünglich schon für das Studium die internationale, ja die weltweite Mobilität im Auge; schon die Studierenden sollten weltweit Auslands-Erfahrungen sammeln, sollten mit außerdeutscher Forschung und Lehre Bekanntschaft machen. Dass in einer ersten Phase gerade das wegen der überpedantischen Modularisierung und Verschulung auf der Strecke blieb, hat man unterdessen eingesehen – Korrekturen werden allerorten vorgenommen. Bleiben wir aber bei der Intention: Schon durch das Studium sollten künftige Forscherpersönlichkeiten geschaffen werden, die überregional angelegt waren. Nun gilt hier wieder dasselbe wie bei der Qualifikation: Mobilität und Internationalität um ihrer selbst willen sind nichts wert, sie versetzen aber den Einzelnen oder die Einzelne in die Lage, spezifische sach- und themenorientierte Kontakte zu knüpfen, persönliche Kooperationsstrukturen zu schaffen, die erweiterbar sind und immer wieder zu multilateralen Projekten werden können. Förde-

rungsmöglichkeiten liegen bereit: Ich erinnere Sie nur an Programme des Deutschen Akademischen Austauschdienstes und an das European Research Council, von dem weiter unten kurz zu sprechen sein wird.



*Mobilität & Internationalität:  
Europa allein ist nicht mehr  
der obligatorische Raum für  
internationale Gelehrsamkeit.*

© Gabi Schoenemann/PIXELIO.de

Und jetzt gebe ich Ihnen der Kurzweiligkeit halber, nicht aus Unbescheidenheit, ein Beispiel der eigenen Erfahrung: Ich hatte mich in meiner Habilitationsschrift wie in anderen Publikationen mit dem neulateinischen Jesuitentheater der Frühen Neuzeit befasst und durfte als Dekan einen auswärtigen Kollegen, einen in Montreal lehrenden Hochschullehrer chinesischer Herkunft, empfangen. Er war bekannt für seine Studien über die wechselseitigen Einflüsse zwischen chinesischer und deutscher Literatur, ein Gebiet, das ich bislang so gut wie nicht kannte. Eingeladen hatte ihn ein Fakultätsmitglied, das einschlägig interessiert war; ihre Bekanntschaft hatte sich auf einer überseeischen Tagung ergeben. Wir kamen ins Gespräch, und ich erzählte dem Gast etwas über chinesische Themen auf deutschen Jesuitenbühnen, fragte ihn auch, wieweit hier wohl die Originale, historische oder hagiographische Ereignisse, authentisch übermittelt, wieweit sie für den europäischen Gebrauch verändert worden sein könnten. Er wusste einiges über chinesische Jesuitica, konnte aber keine nähere Auskunft geben. Einige Wochen später kam ein Brief aus Übersee – er gestand mir, dass er die Frage nicht mehr loswerde, und wir einigten uns auf ein gemeinsames Projekt, das einen methodischen Dreischritt gehen sollte: am Anfang sollte die Chinesische „Originaldimension“ betreffender Themen stehen – dann war die Übermittlung nach Europa durch die Berichte aus der Missionsliteratur zu analysieren – und schließlich musste die jeweilige Endgestalt auf der deutschen

Ordensbühne ins Auge gefasst werden. Hierfür brauchten wir eine internationale Mannschaft, und jeder von uns warb einschlägige Kolleginnen und Kollegen an. Das Ganze weitete sich auf Japan aus, und schließlich konsolidierte sich ein Team aus sieben Nationen. Die Stiftung Volkswagen förderte das Vorhaben, das natürlich auch auf internationale Arbeitstagungen angewiesen war, mit Entschlossenheit: Das Ergebnis nach acht Jahren: ein umfangreicher, mehrsprachiger, von Adrian Hsia und mir betreuter und edierter Aufsatzband, der doch eine Menge greifbarer Resultate brachte.<sup>(3)</sup> Ohne dass Sie an meiner Kant-Verehrung zweifeln sollten: Dergleichen kommt nicht zustande, wenn man Königsberg nicht verlässt.

#### IV. Interdisziplinarität und Vernetzung

Ich könnte nun gleich mein obiges, etwas ichbezogenes Beispiel weiter strapazieren und ausführen, dass gerade ein Projekt wie das skizzierte beides, eben Interdisziplinarität und Vernetzung, brauchte wie die Luft zum Atmen: Literaturwissenschaftler, Philologen, Theologen, Missionswissenschaftler mussten sich zusammentun, und mehrere Institutionen – Universitäten, einschlägige Institute, der Jesuitenorden – mussten miteinander in Kontakt gebracht werden.

Es scheint aber von der Sache her vernünftiger, jetzt schon deutlicher die Perspektive der

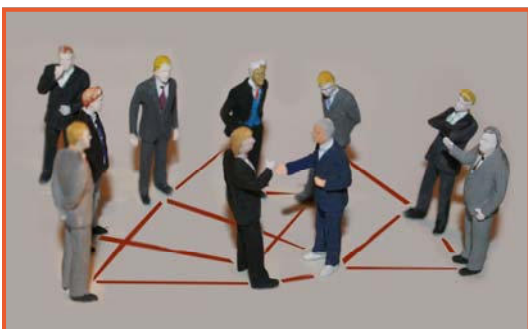
Universitätsleitungen ins Spiel zu bringen. Sie kann sehr wohl – von Studiengangebene an – das interdisziplinäre Grenzgängertum fördern, kann bei entsprechenden Berufungen Hilfe leisten, kann diejenigen, die einschlägige Projekte fundiert planen,

ermutigen und beraten, oft auch durch Vermittlung zusätzlicher Kontakte, über die eine Präsidentin oder ein Präsident ja immer zahlreich verfügt. Freilich sollte auch hier auf eine organische Beschaffenheit eines Kernbereiches geachtet werden, ich habe - es sei offen gesagt und zugleich als persönliche Erfahrung etwas relativiert - niemals erlebt, dass ein Projekt Erfolg hatte, das von qualifikationsmäßigen Außenseitern auf dem Reißbrett entworfen worden war.

Auch bei der Schaffung von - nationalen und internationalen - Universitätspartnerschaften, bei der Erstellung von Entwicklungsplänen, sind die vorhandenen Kompetenzen in Betracht zu ziehen, es ist besser anzubauen, auszubauen, baulich zu erweitern als einen isolierten Neubau innerhalb einer vorhandenen Wohneinheit zu errichten.

Für die Reputation, aber auch für die reale fachliche Substanz einer Universität sind Humboldtstipendiaten von hohem Wert. In der Regel sind das bereits arrivierte, junge Wissenschaftler aus dem Ausland, die sich bei der Humboldtstiftung für ein Forschungsstipendium an der jeweiligen Universität erfolgreich beworben haben. Wie immer und überall: Natürlich haben die großen, an attraktiven Orten und Wissenschaftsstandorten gelegenen Universitäten hier wieder den Mittleren und Kleinen etwas voraus, das nicht im Einzelnen charakterisiert werden muss: unter anderem die Bibliotheksverhältnisse, kulturelle Angebote, Dialogmöglichkeiten mit vielen einschlägigen Kollegen. Trotzdem: Auch eine kleine Hochschule, deren Wissenschaftler sich international umtun, kann hier punkten. Konkrete Auslandskontakte, substantielle Werbung für die eigene Universität und deren Stärken haben immer wieder junge Forscherinnen und Forscher motiviert und für eine spezielle deutsche Hochschuladresse gewonnen. Die Humboldtstiftung freut sich über das Interesse auch kleiner Hochschulen und schickt Ihnen gerne jemanden, der informiert und weiterhilft.

Zum Schluss dieses Kapitelchens ein spezielles Wort zur Interdisziplinarität: Kaum ein Ziel der modernen Bildungspolitik liegt mit diesem Begriff so leicht auf der Zunge, und kaum eines ist so schwer zu verwirklichen. Die traditionellen Fächer haben gewissermaßen ihren Ehrenkodex, ihre Sichtweisen, stellen ihre Forderungen. Hier sind Berührungspunkte, Übergangsmöglichkeiten, Toleranzmöglichkeiten im Voraus nüchtern abzuklären. Wieder etwas Konkretes, diesmal in wenigen Worten: Die kriegerischste Tagung, die ich je erlebt habe, war eine ägyptologisch-germanistische: Die Germanisten versprachen sich durch die fachlich-ägyptologische Perspektive neue Aufschlüsse über Thomas Manns Josephstetralogie, doch man verbiss sich rasch in Thomas Manns angebliche



*Interdisziplinarität und Vernetzung - das akademische „Grenzgängertum“ muss gefördert werden.*

© Stephanie Hofschlaeger/PIXELIO.de

„Fehler“, und es kam vorwiegend zu einer arroganten ägyptologischen Aufrechnung einerseits und einer blindwütigen germanistischen Verteidigung andererseits. Das ist natürlich keine generelle Warnung, sondern die vereinzelte Erfahrung eines Geisteswissenschaftlers.

Anzufügen ist hier, dass Interdisziplinarität und Vernetzung innerhalb der Naturwissenschaften deutlich anders aussehen, doch endet an dieser Grenze meine Erfahrung. Aber lassen Sie mich hier einen Blick auf Vechta werfen: Die Universität hat gut daran getan, schon früh ihre Strukturen (auf Instituts- wie auf Studiengangsebene) auf Vernetzung auszurichten und Steuerungsinstrumente zu entwickeln.

#### V. Drittmittel

Dass akademische Vorhaben von dritter Seite gefördert werden, ist nicht ganz neu – es genügt, hier den reichlich zweideutigen Begriff der „Auftragsforschung“ zu erwähnen. Relativ neu aber ist die Förderung nach möglichst objektiven Qualitätskriterien, die Förderung durch Kollektive - durch private Stiftungen und durch Institutionen, die von der Wissenschaft selbst beauftragt und überwacht sind - und die ihrerseits keinen direkten Nutzen aus den Resultaten der geförderten Forschungen beziehen. Auf den ersten Blick wird klar, dass besonders kostenintensive Forschungen derartiges vor allem nötig haben, und man denkt gleich an die Naturwissenschaften: Technisches Gerät, Labordetails, lange Versuchsreihen, Erprobungen in der Praxis. Doch haben längst die Kultur- und Geisteswissenschaften Anteil an dieser Förderkultur – freilich wird manch einer beklagen, dass es noch nicht gelungen sei, die naturwissenschaftliche Schlagseite des gesamten Drittmittelbetriebs loszuwerden.

Wenn wir den Blick auf die Deutsche Forschungsgemeinschaft richten, bemerken wir jedoch eine immense Breite der Möglichkeiten, von der Förderung von Einzelvorhaben an (etwa über Druckkostenzuschüsse) über Forschungsschwerpunkte bis hin zu Forschergruppen und Sonderforschungsbereichen aller nur denkbaren Fächer und Fächerverbände. Ein Blick auf die Homepage der DFG lässt uns eintauchen in die Fülle der Variationen, die ich hier nicht überblicken will

und kann. Aus meinen positiven und negativen Erfahrungen aber möchte ich Ihnen einiges mitteilen.

Für einen Antrag brauchen Sie viel planende und auch visionäre Energie. Manche schrecken davor zurück im Bewusstsein, dass die für einen unter Umständen erfolglosen Antrag verwendete Zeit für das Forschungsvorhaben direkter und nutzbringender zu investieren sei. Außerdem erspare man sich die nicht geheim zu haltende Blamage einer Ablehnung, was ja immer einer wissenschaftlichen Zurückstufung gleichkomme. Ich habe dafür viel Verständnis, gestehe auch offen ein, dass es in längst entschwundenen Tagen mich selbst schon in dieser Weise erwischt hat, möchte aber dennoch betonen und festhalten, dass dieser Weg immer wieder gegangen werden sollte und mit größerer Aussicht auf Erfolg zu Ende gegangen werden kann, wenn man einiges berücksichtigt. Wenn Sie hier noch Ratschläge bräuchten, dann lauteten diese, anknüpfend an früher Gesagtes:



*Drittmittelakquisition:  
Es gibt eine Fülle von Fördermöglichkeiten, die es jedoch zu entdecken gilt.*

© knipseline/PIXELIO.de

Nehmen Sie nur einschlägig bereits qualifizierte in die Mannschaft auf, für die Sie den Antrag stellen. Machen Sie keine „politischen“ Zugeständnisse etwa der Art, dass die örtlichen Fachvertreter insgesamt doch irgendwie eingebunden werden müssten etc. Holen Sie eher Auswärtige dazu, wenn diese den Anforderungen zu entsprechen scheinen.

Übernehmen Sie sich nicht: Ein Sonderforschungsbereich etwa braucht eine Vorgeschichte; an einer kleinen Universität ist er nur in Ausnahmefällen möglich, Kooperationen aber funktionieren öfter. In grauer Vorzeit hatte sogar Eichstätt einen – mit dem größeren und effizienteren Würzburg gemeinsam.

Lassen Sie sich helfen. DFG-erfahrene Kolleginnen und Kollegen, Ihrer Universität und von außen kommend, sollten immer konsul-

tiert werden. Auch die DFG selbst steht von Anfang an mit ihren Ratschlägen zur Verfügung. Außerdem nehme ich an, dass auch Vechta einen DFG-Vertrauensmann in seinen Mauern hat.

Schnappen Sie im Fall einer absoluten oder relativen Ablehnung nicht ein, selbst wenn Sie sich ungerecht behandelt fühlen – was übrigens vorkommt. Lernen Sie daraus und bleiben Sie am Ball.

Mutatis mutandis gilt das auch für Anträge bei Stiftungen und sonstigen Geldgebern. Auch hier: Suchen Sie Kontakt in der Phase der Antragskonzeption. Übrigens sollte jede Hochschulleitung sich generell - wenn möglich über eine Stabsstelle - über die deutsche und internationale Stiftungslandschaft informieren und diese Informationen weitergeben; es gibt eine Fülle von Fördermöglichkeiten, die man erst entdecken muss. Das schließt natürlich nicht aus, dass auch die kreativen Sachvertreter selbst sich einschlägig umtun.

Nur ein Hinweis, der vielleicht offene Türen einrennt: der Bundesverband deutscher Stiftungen mit Sitz in Berlin ist ein wichtiger Ansprechpartner auch der forschenden Universitäten. Mit seinem viermal jährlich erscheinenden Magazin *StiftungsWelt* hält er alle Interessierten auf dem Laufenden über die Entwicklung der „Stiftungslandschaft.“

Vertrautheit mit den Verfahren der DFG, vertiefte Kenntnis der deutschen (und wenn möglich der europäischen und amerikanischen) Stiftungswelten sind nun schon zwei Ressorts einer Stabsstelle, von der ich andeutend gesprochen habe. Man kann das natürlich auf verschiedene Weise, der Größe und dem jeweiligen Profil der Universität entsprechend, organisieren: eine größere Institution wird sich etwa einen Vizepräsidenten für Forschung leisten, eine kleinere wird einem ihrer Vizepräsidenten eine Stabsstelle an die Hand geben. Diese darf auf keinen Fall mit einem Neuling besetzt werden, der mit langsame Einarbeitung Zeit verliert, vielmehr braucht es eine Kraft, die mit der Forschungsförderung bereits Erfahrungen gesammelt hat und sich regional wie überregional auskennt. Das bedeutet einen Einschub: Bisher war nur von den überregionalen Drittmitteln die Rede, das meint nicht, dass man sich um regionale nicht kümmern soll. Im Gegenteil: Gerade eine mit ihrer Region so fest verankerte, über-

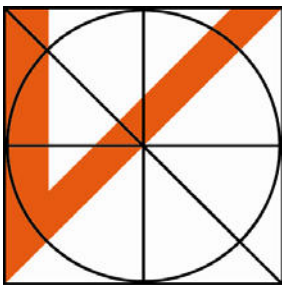
schaubare Hochschule wie Vechta, soll sich der Tatsache bewusst sein, dass die Region auf sie stolz sein will, und sollte dieser Region helfen, wo immer dies in ihrer Macht steht. Hier ist sehr viel schon auf den Weg gebracht.

Doch nun der Schritt vom Umgrenzten ins weite Europa: unser Stabsstelleninhaber bekommt noch ein drittes oder eher viertes Ressort: Zu den Ressorts DFG, Stiftungswelt, Regionale Drittmittelförderung kommt noch der Riesenkomplex ERC (European Research Council). Diese ins europäische gesteigerte Forschungsgemeinschaft ist ein Kind dieses Jahrtausends, weist aber trotz ihrer Jugend schon so komplizierte Antrags- und Förderstrukturen auf, dass sich der Normalwissenschaftler überfordert fühlt. Ich brauche Ihnen – ein bisschen gegen die innerbayerische Loyalität verstoßend – nur zu erzählen, dass die Universität Bayern e.V. (so heißt die Bayerische Rektorenkonferenz seit einiger Zeit), mit der ‚Bayerischen Forschungsallianz‘ eine universitätsübergreifende Zentrale geschaffen hat, die bayerische Forschungsvorhaben und -anträge für die europäische Antragstellung aufbereitet, und da gibt es beileibe nicht nur die Stelle des leitenden Kollegen (Der erste war übrigens ein soeben emeritierter Universitätspräsident.). Sie werden jetzt zu Recht fragen: Sprengt dann „Europa“ nicht die Möglichkeiten einer Stabsstelle an einer kleinen Universität. Ich gebe zu, dass hier ein Problem liegt, sage aber, dass fürs erste eine wenigstens partiell eingearbeitete Kraft der eigenen Universität ein notwendiger Anfang ist. Da auch im Lande Niedersachsen schon mit Bayern Vergleichbares auf Landesebene besteht, ist Ihre Stabsstelle das ideale Verbindungsglied – vielleicht bevor alle anderen eine ähnliche Idee haben.

#### VI. Qualitätsmanagement/Evaluierung

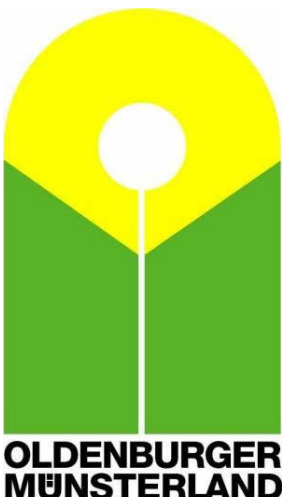
Hier renne ich natürlich wieder offene Türen ein: Selbstverständlich kümmert sich heute, schon mit Blick auf ihre neue Autonomie, jede Hochschule um die Überprüfung ihrer Qualitäten. Deshalb nur ein paar locker aneinandergereihte eigene Impressionen.

Wir sollten uns immer vor Augen halten und das den Politikern so oft wiederholen, wie das bei ihresgleichen nötig ist: Wissenschaft



Auch das Einwerben regionaler Drittmittel sollte nicht vernachlässigt werden, zumal die Vechtaer Hochschule mit ihrer Region, dem Oldenburger Münsterland, tief verbunden ist.

© Hochschule Vechta  
© Verbund Oldenburger Münsterland



und Wissenschaftler sind per se einer ständigen Bewertung unterworfen. Wir präsentieren uns und unsere Leistungen stetig der Scientific Community und davon hängt unser Reüssieren ab. Das beginnt mit der Erstlingsarbeit, der Dissertation, und wiederholt sich bei jeder weiteren wissenschaftlichen Äußerung. Davon hängen Rufe, Projektfähigkeit, Drittmittelfähigkeit notwendig ab. Wer nichts Substantielles mehr zuwege bringt, bleibt stehen oder fällt zurück.

Trotzdem: Gerade weil nicht alle im Verlauf ihres akademischen Weges gleichermaßen motiviert bleiben und sich manche auf Seiten- und Abwege verirren, haben Fächer, Fachverbindungen und die Hochschulleitung die Pflicht, die wechselnden Strukturen und Leistungen intern zu überprüfen, aber auch „von außen“ anschauen zu lassen. Wozu ich rate: prinzipielle Offenheit diesen Prozeduren gegenüber, ja Eigeninitiativen in dieser Richtung. Keine Konfrontationsstrukturen zulassen, eine Art von „Evaluationspartnerschaft“ praktizieren. Unverzichtbar sind hier die Voten der Studierenden. Sage mir nur niemand, dass denen der Blick für das Wesentliche abgehe...

Allerdings empfehle ich Ihnen Misstrauen gegenüber soignierten Evaluationsprofis, die seit Jahren nichts anderes zu tun haben als zu evaluieren. Ich kenne aus eigener aktiver Tätigkeit den Evaluationsbetrieb, auf nationaler wie auf europäischer Ebene, und habe mich immer gezwungen, zurückzufinden zur eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit. Einmal ging ich das Risiko ein, in einem Presseartikel zu fordern, dass jeder, der selbst längere Zeit nichts Evaluierbares mehr getan hat, ins Glied zurücktreten sollte. Vertrauen Sie sich renommierten, selbst noch kreativen Kolleginnen und Kollegen an; Sie werden von Dialog und Kritik enorm profitieren.

Und nun wirklich zu guter Letzt: Ein Evaluationsbericht ist kein Feigenblatt, kein Vorwand zum Zurücklehnen, zum selbstgenügsamen Ausruf „We did it!“. Arbeiten Sie nach, lassen Sie „follow-up-mesures“ zu, aber behalten Sie im Auge, dass Evaluationsphasen nur ein Bruchteil bleiben sollten von konsequenten und „ruhigen“ Arbeitsphasen. Die Evaluationsindustrie ist bestrebt, sich selbst zu amortisieren, machen Sie da nicht überall mit.



#### Grundidee des Qualitätsmanagements (im Aufbau)

Quelle: UniQue Hochschule Vechta in Anlehnung an Sigrun Nickel

#### VII. Schlussbetrachtung

Das, meine Damen und Herren, war eine nüchterne Revue, kein Trompetensignal, das zum Sturm rief. Auch wenn es heute nicht mehr jeder glaubt: Qualität entsteht nur durch Ruhe und Konsequenz. Wenn es um die heutige Hektik und Kurzatmigkeit der Bildungspolitik geht, stehe ich wieder zu Konrad Paul Liessmann – voll und ganz. Wenn wir etwas zustande bringen wollen, und sei es auch nicht die Revision der europäischen Philosophie, brauchen wir Zeit zum ruhigen Nachforschen, Nachdenken und Folgern.

#### Anmerkungen

- <sup>(1)</sup> Konrad Paul Liessmann: *Theorie der Unbildung*. Wien 2006, S. 88 f.
- <sup>(2)</sup> Wolfgang Bergsdorf: *Herausforderungen der Wissensgesellschaft*. München 2006
- <sup>(3)</sup> Adrian Hsia und Ruprecht Wimmer (Hrsg.): *Mission und Theater. Japan und China auf den Bühnen der Gesellschaft Jesu*. Regensburg 2005 (= *Jesuitica. Quellen und Studien zu Geschichte, Kunst und Literatur der Gesellschaft Jesu im deutschsprachigen Raum*, Bd. 7)

#### KONTAKT

Prof. Dr. Ruprecht Wimmer  
Hochschule Vechta - Universität  
Vorsitzender des Hochschulrats  
Schimmelleite 42  
85072 Eichstätt  
Tel. 08421|5209  
Mail: ruprecht.wimmer@gmail.com

## Die Perspektive des Fachs in der didaktischen Forschung - Erläuterungen am Beispiel der Biologiedidaktik in Vechta

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“



Unter die Lupe genommen:  
das Fach Biologie

© Moritz Mehrlein/PIXELIO.de

**von Norbert Pütz**

### *Die Hochschulkarriere im Fach Biologie*

Die Biologie ist die Wissenschaft vom Leben. Man kann dieses Fach in seinen verschiedenen Facetten studieren, man macht Prüfungen und schließt mit dem Diplom oder dem Bachelor bzw. Master of Science ab. Einige Kandidaten bleiben der Wissenschaft erhalten und schreiben danach zu einem biologischen Thema ihre Dissertation. Einige setzen auch nach ihrer Promotion die wissenschaftliche Tätigkeit fort. Sie forschen und publizieren und erreichen die Qualifikation eines Hochschullehrers durch ihre Habilitation bzw. durch vergleichbare Leistungen. Mit Können – und auch ein bisschen Glück – wird man dann vielleicht Professor in seinem Fachgebiet.

### *Der Wissenschaftler*

Bei Professoren erwartet man, dass sie ihr Fachgebiet beherrschen. Renneberg (2006) hat in seinem sehr schönen Buch über „Biotechnologie“ treffend formuliert: „Ich wäre gerne Universalgelehrter geworden, so wie manche Wissenschaftler in der Renaissance. Aber das ist heutzutage völlig unmöglich. Sich einen Gesamtüberblick über ein Gebiet zu verschaffen, ist gerade noch leidlich machbar.“ Ein Biologe hat das Fach Biologie stu-

diert – das weiß jeder. Ein Wissenschaftler der Biologie – das ahnen vermutlich viele – ist aber kein Universalgelehrter mehr. Und auch die Gesamtheit der Biologie kann heute niemand mehr wirklich überblicken. Ein Biologie-Professor kennt sich in einem kleinen Teil seines Fachs besonders gut aus. Fragen Sie mal einen Botaniker etwas Zoologisches – oder fragen Sie mal einen Molekulargenetiker etwas über Vegetationskunde.

### *Die Fachdidaktik*

Was ist Fachdidaktik? Es gibt kein Studienfach Biologiedidaktik. Wie kann man dafür Professor werden? Das Wort impliziert zwei Bereiche, das Fach und die Didaktik. Beide Komponenten sind wesentlich. Beim „Fach“ kann man die Kompetenz durch Promotion und Habilitation deutlich machen. Aber „Didaktik“? In der Übersetzung aus dem Griechischen (*didaskhein*) bedeutet es lehren, belehrt werden, lernen. Didaktik ist die Wissenschaft von den Lerninhalten, den Lernzielen und den Lernformen (den Methoden). Didaktik ist die Lehre vom Unterricht. Unterricht? Also Schule.

Ein Professor für „Biologie (Botanik) und ihre Didaktik“ braucht neben der fachlichen Qualifikation auch eine schulische Qualifikation. Dies kann man durch das erste und zweite Staatsexamen für Biologie oder ähnliche Schulerfahrungen deutlich machen. Ein Fachdidaktiker hat demnach profunde Erfahrung in biologischer Forschung und schulpraktischer Arbeit. So bin ich habilitierter Botaniker und Biologie und Chemielehrer für die Sekundarstufen I und II mit erstem und zweitem Staatsexamen. „Fach“ und „Didaktik“ sind in der universitären Ausbildung angehender Lehrer/innen notwendig. Man lehrt biologische Inhalte und weiß zugleich um die Umsetzung im Schulalltag.

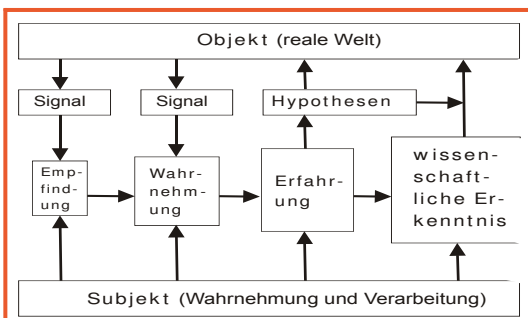
### *Und die Forschung?*

Was macht ein Professor, ein Botaniker und Lehrer, im Bereich der Forschung? Wenn man in schwarz/weiß konturiert: Man kennt die Forschungsmethoden seines Fachs (oder Fachgebiets), man kennt die Scientific Com-

munity seines Faches und Fachgebiets, und oft genug bleibt man bei seinem Fachgebiet. Viele Fachdidaktiker führen dann ein merkwürdiges Zwitterleben. Als Forscher ist man Biologe - und als Lehrender versucht man, den Kontakt zur Schule zu halten. Letzteres mündet in Publikationen mit Vorschlägen, wie man die neuesten Erkenntnisse in der Biologie (und davon gibt es unendlich viele) an die Schüler/innen bringen kann; oder in der Erstellung von Unterrichtsreihen, die meist weder pädagogisch hinterfragt noch evaluiert sind. Derartige Arbeiten sind ehrenwert, oft innovativ und interessant. Aber ist das biologiepädagogische Forschung? Ist das Wissenschaft? Ich denke: Nein!

### Das Ziel der Forschung

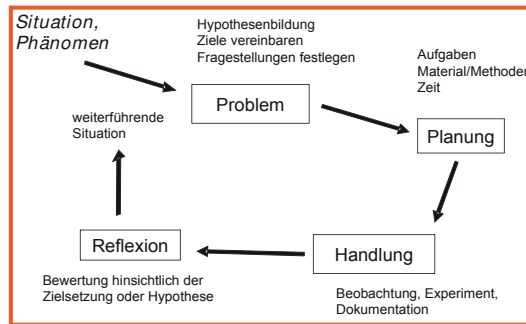
Das Ziel eines forschenden Fachdidaktikers muss das eines forschenden Wissenschaftlers sein. Das Ziel heißt: Erkenntnis. Die Bedeutung der Hypothese für das Prozedere der Erkenntnisgewinnung über Empfindung, Wahrnehmung und Erfahrung ist bei Vollmer (1987) im Rahmen seiner evolutionären Erkenntnistheorie nachzulesen (vgl. Abb. 1).



Dieses Prozedere ist Teil des wissenschaftlichen Denkens (Scientific Inquiry). Und dieses wissenschaftliche Denken bildet (nach Mayer 2007) zusammen mit Wissenschaftsverständnis und wissenschaftlichen Fertigkeiten die wissenschaftlichen Standards der Erkenntnisgewinnung.

Der Unterrichtskreislauf (Abb. 2) symbolisiert das Prozedere der Erkenntnisgewinnung und verdeutlicht die direkte Anwendbarkeit auch im täglichen Unterricht (Pütz & Hinrichs 2009). Ein Biologe sieht ein biologisches Problem. Dies kann populär und bedeutsam (wie die Aidsforschung) oder ganz unpopulär und elfenbeinturmartig sein. Ein Biologe stellt eine Hypothese auf und überprüft diese mit den richtigen Methoden.

Die Ergebnisse werden in Beziehung zur



Hypothese gestellt, die verifiziert, falsifiziert oder modifiziert wird. Ein Biologe gewinnt durch dieses Prozedere neue Erkenntnisse, er „schafft Wissen“. Er trägt dazu bei, dass unser biologisches Wissen besser wird und gegebenenfalls durch gezielte Anwendung Rückwirkung auf unser Leben hat. Auch der forschende Fachdidaktiker will neue Erkenntnisse zum Biologieunterricht gewinnen, die gegebenenfalls dazu beitragen, dass der Unterricht seines Faches besser wird: besser für den Schüler (der mehr lernt), besser für den Lehrer (der gezielter lehrt) und besser für das Fach (indem die Kompetenzen eines Fachs Bestandteil einer Gesellschaft sind und so auch zur Lösung aktueller Probleme beitragen können).

### Perspektiven in der fachdidaktischen Forschung

Kleine Vorbemerkung: Wenn ein Naturwissenschaftler von „Perspektive“ spricht, dann meint er das naturwissenschaftlich, also physikalisch-optisch im Sinne von „aus der Sicht von...“. Ein Biologiepädagoge, der Unterrichtsforschung in Biologie betreiben will, braucht vier Perspektiven - und die entsprechenden Fähigkeiten (s. a. Abb. 3).

**Die Fach-Perspektive:** Er braucht eine gründliche Ausbildung in seinem Fach. Um ein Fach zu verstehen, muss man die unterschiedlichen Themen in ihrer gegenseitigen Abstufung und in ihrer wechselseitigen Bedeutung einordnen können.

**Die Wissenschafts-Perspektive:** Er braucht eine gründliche Ausbildung in wissenschaftlichem Arbeiten. Um zu verstehen, wie Wissenschaft funktioniert, muss man wissenschaftlich gearbeitet haben – und das bedeutet, dass man wissenschaftlich publiziert hat.

**Die Schul-Perspektive:** Er braucht eine gründliche didaktische Ausbildung und Unterrichtserfahrung. Um Unterricht zu verstehen, muss man die Mühen des Schulalltags

Abb. 2: Der Unterrichtskreislauf als Organisationsschema eines hypothesen geleiteten naturwissenschaftlichen Unterrichts

Quelle: Pütz 2007, S. 97

Abb. 1: Erkenntnistheoretisches Schema

Quelle: nach Vollmer 1987, verändert

gründlich kennen gelernt haben. Hierzu zählen auch außerschulische Lernorte.

Die Methoden-Perspektive: Er braucht eine gründliche Ausbildung in den empirischen Methoden der Sozialwissenschaften („empirische Bildungsforschung“). Um Unterricht analysieren zu können, muss man die empirischen Methoden gelernt haben und sicher anwenden können.

Nun drängt sich die Frage auf: Wie viel braucht der forschende Fachdidaktiker an Kompetenzen von jeder Perspektive? Die Frage kann man auch anders stellen: Wie viel braucht das Projekt an Kompetenzen von jeder Perspektive?

kooperationsbereiten Kolleginnen und Kollegen.

Momentan sind innerhalb der Biologiedidaktik in Vechta fünf Projekte etabliert („Lernen im Zoo“, „Lernen im Museum“, „Lernen im Forschungsgarten“, „Lehrpfad Umwelt Vechta“ und „Biologie Lernen am Computer“). Hierbei hat das Lernen außerhalb des Klassenzimmers (außerschulische Lernorte) unsere besondere Aufmerksamkeit. An zwei Projekten werden nachfolgend die Kooperationen der Fachdidaktik Biologie und die unterschiedlichen Perspektiven verdeutlicht.

### 1. Das Gartenlabor

Das Gartenlabor wird von der Hochschule in Kooperation mit dem Vechtaer Schulzentrum Süd durchgeführt. Hintergrund war ursprünglich, die Studierenden näher an die Schüler/innen zu bringen. In einer Unterrichtssequenz sollten die grundlegenden botanischen Fertigkeiten und Kompetenzen nach modernen, konstruktivistischen Methoden vermittelt werden. Wir haben diesen auf acht Doppelstunden angesetzten Unterricht als Gartenlabor bezeichnet. Der Unterricht ist mit den Schlagworten „handlungsorientiert, objektorientiert und situiert“ zu umschreiben und war tutorial organisiert (vgl. Pütz & Geissler, 2005; Pütz et al. eingereicht). Das Gartenlabor sollte ein möglichst optimierter Unterricht sein, um zu sehen, wie man die „unbeliebte“ Botanik den Schüler/innen näher bringen kann. Hier werden die Perspektiven des Fachs und des Unterrichts deutlich durch Fragen nach Inhalten, Material, Methoden und Bezug zu weiteren biologischen Themen.

Aber bis hierhin ist das noch keine fachdidaktische Forschung, sondern nur einer von vielen Vorschlägen, wie man glaubt, dass es besser geht. Man befindet sich auf der Stufe der Erfahrung (nach Vollmer 1987, vgl. Abb. 1), also auf der Stufe der vorwissenschaftlichen Erkenntnis! Aber wenn man diesen „Glauben“ – grob gesagt – als Hypothese formuliert, und diese mit geeigneten Methoden überprüft, dann wird daraus ein wissenschaftliches Projekt mit dem Ziel wissenschaftlicher Erkenntnis. Wir wollten dazu einen Fragebogen zu „Botanikkenntnissen“ neu entwickeln und damit den Kompetenzzuwachs der Schüler/innen evaluieren. Und wir wollten den Kompetenzzuwachs im Gartenlaborunterricht

Abb. 3: Die vier Perspektiven der biologiedidaktischen Unterrichtsforschung

Quelle: Norbert Pütz



### Fachdidaktische Forschung in Vechta

Der personelle Umbruch hat es ermöglicht, dass sich die Biologie in Vechta auf fachdidaktische Forschung konzentriert. Wir haben inzwischen eine Arbeitsgruppe von aktuell zehn Personen, darunter ein Habilitand und fünf Doktoranden. Unser Fokus liegt auf Biologieunterricht und hat grundlegende Fragen, z. B.: Wie kann eine Schülerin oder ein Schüler besser und gezielter biologische Kompetenzen erlernen? Wie kann eine Lehrerin oder ein Lehrer besser und gezielter biologische Inhalte und Kompetenzen lehren? Wie können angehende Lehrerinnen und Lehrer besser und gezielter biologische Kompetenzen erlernen, um besser und gezielter biologische Inhalte und Kompetenzen zu lehren?

Unsere Stärke sind die Perspektiven „Fach“ und „Wissenschaftlichkeit“. Da in fachdidaktischen Forschungsprojekten alle vier Perspektiven vertreten sind, gibt es für uns nur eine Alternative: Kooperationen. Und das ist allerdings eine besondere Stärke des Standorts Vechta, man bekommt Unterstützung vom Präsidium und man hat schnell Kontakt zu



mit dem Lernerfolg bei tradiertem Unterricht (vorwiegend fragend-entwickelnd mit Filmen, Tafelarbeiten, Büchern, Arbeitsblättern) vergleichen. Aber hier wird zugleich die methodische Perspektive deutlich! Die Kompetenz zur Entwicklung eines Fragebogens und zur Evaluation mittels pre-post Design haben wir nicht. Natürlich lernt ein Biologe auch statistische Grundlagen, aber die exakte Vorgehensweise bei der Untersuchung und das Gespür bei der Auswertung, da braucht man Hilfe. Glücklicherweise hat sich eine Kooperation mit der pädagogischen Psychologie ergeben (Frau Dr. Thies und Herr Prof. Dr. Schweer). Im Projekt „Gartenlabor“ vereinigten sich damit Kompetenzen der Biologie, der Schule und der empirischen Sozialforschung. Das Ergebnis des Projekts in aller Kürze: Es konnte quantifiziert werden, dass der Gartenlaborunterricht zu einem signifikanten und nachhaltig höheren Lernerfolg bei den Schüler/innen führte (vgl. Pütz et al., eingereicht). Trotz aller Kooperationen mit Schule und Psychologen wird in diesem Projekt deutlich, dass die Zielsetzung vom Fach ausgeht und es hier um eine Verbesserung des Unterrichts im Bezug auf Botanik-Kenntnisse geht. Die Perspektive des Fachs in diesem Forschungsprojekt ist dominant. Die anderen Perspektiven (Schule, Methoden, Wissenschaft) müssen aber als kompetente Projektbegleiter und -mitstreiter optimal funktionieren, damit die Ergebnisse aussagekräftig sind.

## 2. Lehrpfad Umwelt Vechta

Projekte und Kooperationen entwickeln sich. Das zweite Projekt hat seinen Ausgangspunkt beim Verein „Initiative Vechta e.V.“. Deren Mitglieder haben die Vision, einen Lehrpfad für Ökologie und Umwelt zu realisieren. Es geht hier um informelles Lernen im Bereich Umweltschutz, Naturschutz und Nachhaltigkeit - nicht nur für Schüler/innen, sondern für alle Mitglieder unserer Gesellschaft. Dafür haben sie die Stadt Vechta, einige engagierte Bürger und schließlich die Uni ins Boot geholt. Das Interessanteste an diesem Lehrpfad ist die Idee, die einzelnen Stationen in Zusammenarbeit von Interessen- und Berufsgruppen und Schulklassen entstehen zu lassen. Hintergrund war vielleicht, eine möglichst kostengünstige Produktion zu ermögli-



chen. Allerdings war die Intention der beteiligten Lehrer/innen auch, dass gerade sozial benachteiligte Schüler/innen durch die ernsthafte Begegnung mit Berufsgruppen und einer konkreten nutzbaren Station als Projektziel besonders viel lernen könnten. Hier ist die Schul-Perspektive deutlich. Durch die Universität Vechta ist daraus in Kooperation der Biologiedidaktik, der pädagogischen Psychologie (Prof. Dr. Schweer) und des ZEBiD (Dr. Logemann) ein Bildungsprojekt entstanden. Dieses Projekt wird von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt, der Uni Vechta und der Stadt Vechta mit über 200.000 Euro gefördert. Dieses Projekt hat unterschiedliche Ziele und Fragen (für Details verweise ich auf die Projekterörterung auf der Homepage der Biologie auf den Seiten der Universität Vechta):

- Aufbau des Lehrpfads Umwelt Vechta (kurz LUV);
- Kompetenzsteigerung der Schüler/innen (mit Fokus auf sozial Benachteiligte) in Bezug auf Umweltschutz und BnE durch die praktische Arbeit mit Berufsgruppen (Umweltbildung durch Realbegegnungen und Lernen im Kontext), in Bezug auf Steigerung von Motivation zum Engagement für Umweltschutz, in Bezug auf Förderung sozialer Handlungskompetenzen;
- Untersuchung zur Vertrauensbildung bei sozial benachteiligten Schüler/innen durch positive Wahrnehmung eigener Lernprozesse.

*Der Forschungsgarten Vechta als außerschulischer Lernort: Schüler der 7. Jahrgangsstufe beim Erkunden von Küchenkräutern*

© Norbert Pütz

Aktuell werden die ersten Stationen in drei Vechtaer Schulen erarbeitet (Geschwister Scholl Schule, Elisabethschule, Ludgeruschule; ein Schulhalbjahr, zwei Stunden in der Woche).

Im Projekt LUV geht es um soziale Kompetenzen, um Förderung sozial Benachteiligter und um Vertrauen im Bildungsprozess. Es ist ein wissenschaftliches Projekt der empirischen Bildungsforschung mit der entsprechenden professionellen Methodenkompetenz. Aber ist LUV noch ein fachdidaktisches Projekt? Im Projekt LUV geht es auch um Realbegegnung und Praxiserfahrung – und damit um Umweltbildung, um Wissen um Nachhaltigkeit, um Bewertung und Einstellungen zur Umwelt und Ökologie. Es geht um Steigerung von Schülerkompetenzen, die für das Fach Biologie in den Bildungsstandards klar definiert sind in der Dimension „Bewertung“! Die Rolle des Fachs ist im Projekt vielleicht nicht dominant, aber sie ist deutlich konturiert. LUV ist nicht nur - aber auch - ein fachdidaktisches Projekt!

LUV läuft seit etwa sechs Monaten und Ergebnisse liegen noch nicht vor. Und das Projekt LUV ist sicherlich eine spezielle Konstruktion. Aber dieses Projekt zeigt, dass man durch Subsummierung verschiedener Kompetenzen von Fachleuten, den Unterricht - hier den Biologieunterricht - nicht nur aus der Brille des Lehrers ODER des Fachwissenschaftlers ODER des Bildungsforschers sieht.

LUV ist Bildungsforschung, die uns neue Erkenntnisse in Bezug auf „Unterricht“ liefert - und LUV ist fachdidaktische Forschung, die uns neue Erkenntnisse in Bezug auf „Biologieunterricht“ liefert. Zusammenfassend lässt sich sagen: Fachdidaktische Forschung hat vier wesentliche Perspektiven: Fach – Wissenschaft – Schule – Methoden. Fachdidaktische Forschung erfordert daher vielseitige Fähigkeiten. Durch Kooperationen von Biologen, Biologielehrern und empirischen Bildungsforschern stellt die Universität Vechta diese Fähigkeiten in der Biologiedidaktik optimal zusammen.

#### Literatur

- Mayer, J. (2007): *Erkenntnisgewinnung als wissenschaftliches Problemlösen*. In Krüger, D. & Vogt, H. (Hrsg.) (2007): *Theorien in der biologiedidaktischen Forschung*. Berlin.
- Pütz N. & Geissler F. (2005): *Das Gartenlabor. Pilotstudie zur Effizienz von tutorialen, handelnden Unterricht in der Klassenstufe 7*. Oldenburger Vordrucke.
- Pütz, N. (2007): *Studienhilfe Biologiedidaktik Vechta*.
- Pütz, N. & Hinrichs, C. (2009): *The regulated teaching cycle in biology lessons*. *Zeitschrift für Didaktik der Biowissenschaften*.
- Pütz, N. Schweer, MKW, Geissler, F. & Thies, B. (eingereicht): *Das Gartenlabor - Ergebnisse einer Pilotstudie zu den Effekten eines offeneren, situierten Botanikunterrichts in der Sekundarstufe I*. *Unterrichtswissenschaften*
- Renneberg, R. (2006): *Biotechnologie für Einsteiger*. Spektrum.
- Vollmer, G. (1987): *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. Stuttgart.

Initiatoren und Förderer des Lehrpfads Umwelt Vechta - LUV: Projektleiter Prof. Dr. Martin Schweer (ISBS), Vizepräsidentin Dr. Marion Rieken, Karl-Heinz Wehry, Dr. Frank Käthler (Initiative Vechta), Dr. Niels Logemann (ZEBiD), Projektleiter Prof. Dr. Norbert Pütz und Vechtas Bürgermeister Uwe Bartels (v. l.) präsentieren eine Karte mit möglichen Standorten der Schautafeln.

© Stephanie Borchers



#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Norbert Pütz  
Hochschule Vechta - Universität  
Institut für Didaktik der Naturwissenschaften, der Mathematik und des Sachunterrichts (IfD)  
Tel. 04441|15-232  
Mail: norbert.puetz@uni-vechta.de

## Lehrerpersönlichkeit und Lehrerbelastung

### Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von **Ulf Kieschke, Potsdam**

#### Einleitung

Das weit verbreitete Vorurteil, Schuldienst sei ein bequemer Halbtagsjob bei voller Bezahlung, wird durch neuere Studien auf breiter Front entkräftet (vgl. Montgomery & Rupp, 2005; Schaarschmidt, 2005; Vandenberghé & Huberman, 1999). Lehrerinnen und Lehrer verrichten einen überaus anstrengenden Beruf. Das spiegelt sich nicht zuletzt in Daten zur Belastungssituation. So sind in Statistiken zu Dienstunfähigkeit und vorgezogenem Ruhestand für die Lehrerschaft seit Jahren außerordentlich hohe Zahlen zu beklagen. Vor allem psychisch verursachte Beeinträchtigungen werden hier als Gründe angeführt (Weber, 2003). Auch die Erfahrung, dass Lehrerinnen und Lehrer häufiger als Vertreter anderer Berufe Patienten psychosomatischer Praxen und Kliniken sind, passt in dieses unerfreuliche Bild (Hillert & Schmitz, 2003). Trotzdem wäre die Behauptung verfehlt, Besonderheiten des Berufsbildes „programmieren“ den Übergang in eine Patientenkarriere regelrecht. Mit solchen Zwangsläufigkeiten ist glücklicherweise nicht zu rechnen. Natürlich ist die Anforderungsstruktur des Lehrerberufs überaus komplex. Von der Rahmenplanung des Unterrichts nach curricularen Vorgaben über die didaktische Aufbereitung des Stoffes bis hin zur Benotung der Schülerleistungen, von administrativen Zuständigkeiten bis zur beratend-unterstützenden Begleitung Heranwachsender und ihrer Eltern erstrecken sich Verpflichtungen und Ansprüche der Tätigkeit. Nur: Wie all das im Berufsalltag bewältigt wird, hängt wesentlich von den personalen Ressourcen und Kompetenzen ab, über die jemand verfügt.

Die Persönlichkeit des Handelnden prägt den Umgang mit dem Handlungs-Soll eben entscheidend mit. Kurzum, angemessen lassen sich die vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen Arbeitsfaktoren, Stress und Gesundheit wohl nur klären, wenn der persönliche Stil der Auseinandersetzung mit einem so zentralen Lebensbereich wie der beruflichen Tätigkeit zum Forschungsthema wird. Das ist

denn die Prämisse eines breit angelegten Projektes zur Gesundheitssituation in Berufen mit erhöhter psychosozialer Beanspruchung, das Potsdamer Wissenschaftler seit nunmehr neun Jahren in die verschiedensten Richtungen vorantreiben (vgl. für einen Überblick zum Beispiel Schaarschmidt, 2005; Schaarschmidt & Kieschke, 2007; Kieschke & Schaarschmidt, 2008). Eine der größten Befragungsgruppen waren Lehrerinnen und Lehrer (Erhebungen fanden darüber hinaus u. a. bei Pflegekräften, Polizisten, Feuerwehrangestellten und auch bei Existenzgründern statt). 7693 Pädagogen aus unterschiedlichen Regionen nahmen an der Studie teil. Hauptergebnisse jener Beanspruchungsanalyse sollen im weiteren berichtet werden.



#### Zentrale Ergebnisse der Potsdamer Lehrerstudie

Besonderes Augenmerk galt der Frage nach Persönlichkeitsfaktoren, die einen gesundheitsförderlichen Umgang mit Anforderungen des Berufes erleichtern. Zentraler Bezugspunkt der Auswertungen war hier das Fragebogenverfahren AVEM („Arbeitsbezogenes Verhaltens- und Erlebensmuster“, Schaarschmidt & Fischer, 1996/ 2008). Mittels AVEM lassen sich vier Bewältigungsmuster unterscheiden, die Anhaltspunkte für den individuellen Umgang mit Belastungen liefern: Muster G (Gesundheit: Engagement, Belast-

*Macht die Schule auch den Lehrerinnen und Lehrern noch Spaß?*

© S. Hofschlaeger/PIXELIO.de

barkeit und Zufriedenheit jeweils hoch), Muster S (Schonung/Schutz: verringertes Engagement, gute Belastbarkeit und relativ hohe Zufriedenheitswerte), Risikomuster A (Selbstüberforderung: exzessive Verausgabung bei eingeschränkter Widerstandskraft und geringer Zufriedenheit) und Risikomuster B (Burnout-Gefährdung: stark gedrosseltes Engagement, resignative Haltung bei insgesamt schwacher Belastbarkeit und deutlich verminderter Zufriedenheit). Dass mit den AVEM-Mustern tatsächlich gesundheitsrelevante Persönlichkeitsunterschiede eingekreist werden können, ist inzwischen in einer ganzen Reihe von Studien empirisch abgesichert worden (vgl. Schaarschmidt & Fischer, 2001; Schaarschmidt, 2005; Kieschke, 2003). Das Spektrum der Prüfkriterien war dabei breit gefächert: Es reichte von subjektiven Angaben zu Befinden und erlebten Berufskompetenzen über die Einschätzung aktueller Belastungsfaktoren bis hin zu objektiven Indikatoren der Stressresistenz (Krankentage; physiologische Parameter). Ausnahmslos sind dabei für Muster G die günstigsten und für die Risikomuster A und B die ungünstigen Werte zu verbuchen (wobei zwischen den beiden Risikogruppen nochmals qualitative und quantitative Unterschiede der Beanspruchung sichtbar werden).

Fast 60% der untersuchten Pädagogen zählen zu einer der beiden genannten Risikokonstellationen; zumal der Anteil der Burnout-Gefährdeten auf ein kritisches Niveau klettert. Das muss umso bedenklicher stimmen, als Längsschnittstudien mittlerweile erhärtet haben, dass sich das AVEM-Muster B selbst über einen Zeitraum von drei Jahren hinweg als erstaunlich veränderungsresistent erweist (vgl. Kieschke & Schaarschmidt, 2008). Weit schlechter sind die Chancen, den G-Status beizubehalten. Nur eine Minderheit kann ihn über die Zeit „retten“. Wenn sich Musterbewegungen von G aus anbahnen, dann am häufigsten in Richtung A. Auch der Übergang vom „Entflammt-Sein“ zum „Ausbrennen“, spricht: der Musterwechsel „A zu B“ hat nennenswerte Wahrscheinlichkeit – mit allen Folgen für die gesundheitliche Lage der Betroffenen. Im Selbstlauf verbessern sich die Dinge demnach offenbar nicht.

Um die Tragweite solcher Fakten recht ermessen zu können, muss man sich vergegenwärtigen, dass die Lehrerschaft die größte akademische Beschäftigungsgruppe in unserem Lande stellt: Es geht entsprechend um die Lebensqualität Hunderttausender von Menschen. Klar dürfte zudem sein, dass eine hohe Unterrichts- und Bildungsqualität auf Dauer nur mit psychisch gesunden Lehrkräf-

Abbildung 1:  
Bewältigungsmuster  
im Berufsvergleich

Quelle: Ulf Kieschke

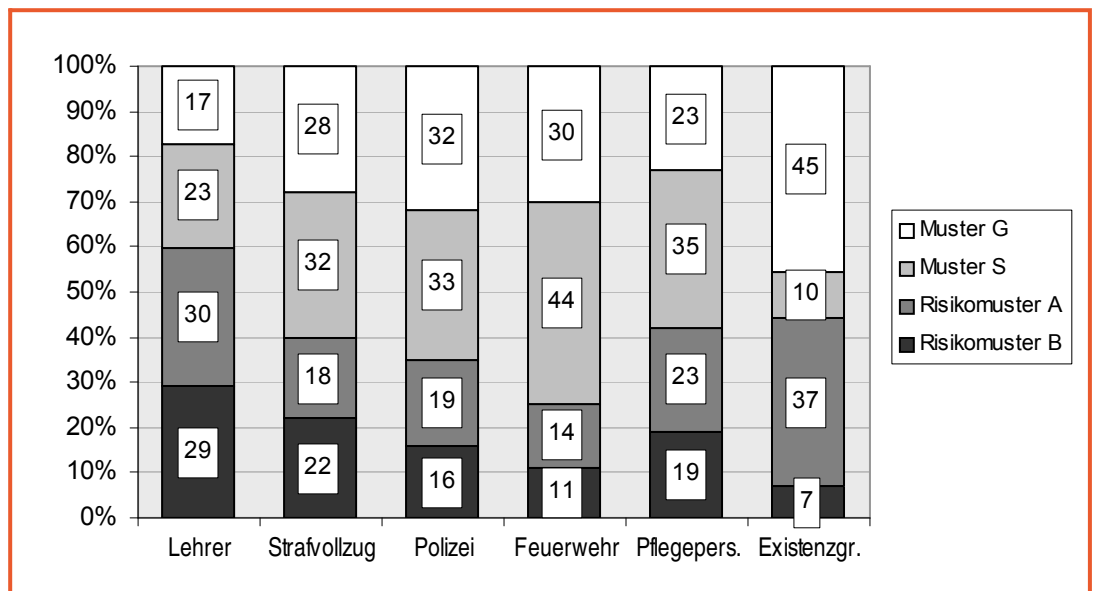


Abbildung 1 bietet nun einen Überblick zur AVEM-Muster-Verteilung im Berufsvergleich. Wie unschwer zu erkennen ist, sind die Verhältnisse in keiner der Stichproben so ungünstig gelagert wie in der Gruppe der Lehrerinnen und Lehrer.

ten bewerkstelligt werden kann. Und noch eines bleibt zu bedenken: Der Vorsatz, begabte und hoch motivierte junge Leute für den Beruf zu werben, hat schlechte Realisierungschancen, wenn schulpädagogischer Tätigkeit das Image eines „Horrorjobs“ anhaftet.



Was also bleibt zu tun? Soll sich etwas an der Lage ändern, sind verhältnis- und verhaltenorientierte Maßnahmen ins Auge zu fassen, Schritte also, die sowohl bei beruflichen Rahmenbedingungen als auch beim einzelnen Pädagogen ansetzen. Arbeitsbedingungen vor Ort stärker an die Erfordernisse der Tätigkeit anzupassen (etwa durch Schulentwicklungsprogramme), ist das eine; Lehrer besser zu befähigen, mit den nicht wegzudiskutierenden Anforderungsbesonderheiten des Berufes zu Rande zu kommen, das andere. Das fängt bei der Prüfung individueller Eignungsvoraussetzungen von Bewerbern an und endet bei der bedarfsgerechten Gestaltung von Beratungs- oder Fortbildungsangeboten (Stressbewältigungstrainings; psychologische Weiterqualifizierung von Führungskräften etc.; vgl. Schaarschmidt, 2005; Schaarschmidt & Kieschke, 2007). Ein besonderes Anliegen muss es hierbei sein, Voraussetzungen für mehr eigenverantwortliches Handeln im Lehrerberuf zu schaffen. Unsere Studie hat nicht zuletzt zutage gefördert, dass Lehrkräfte die Freude an ihrem Beruf auch deshalb zu verlieren drohen, weil ein Zuviel an Reglementierung und äußeren Eingriffen die Entwicklung eigener pädagogischer Ziele und das selbstbestimmte professionelle Arbeiten erschweren, ja mitunter unmöglich machen.

#### Literatur

- Hillert, A. & Schmitz, E. (Hrsg.) (2003): *Psychosomatische Erkrankungen bei Lehrerinnen und Lehrern*. Stuttgart: Schattauer.
- Kieschke, U. (2003): *Arbeit, Persönlichkeit und Gesundheit. Beiträge zu einer differentiellen Psychologie beruflichen Belastungsgeschehens*. Berlin: Logos.
- Kieschke, U. & Schaarschmidt, U. (2008): *Professional commitment and health among teachers in Germany. A typological approach*. *Learning & Instruction*, 18, 429-437.
- Montgomery, C., & Rupp, A. A. (2005): *A meta-analysis for exploring the diverse causes and effects of stress in teachers*. *Canadian Journal of Education*, 28, 458-486.
- Schaarschmidt, U. (Hrsg.) (2005): *Halbtagsjobber? Psychische Gesundheit im Lehrerberuf – Analyse eines veränderungsbedürftigen Zustandes*. 2. Auflage. Weinheim: Beltz.
- Schaarschmidt, U. & Fischer, A. W. (2001): *Bewältigungsmuster im Beruf. Persönlichkeitsunterschiede in der Auseinandersetzung mit der Arbeitsbelastung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schaarschmidt, U. & Fischer, A. W. (2008): *AVEM – Arbeitsbezogenes Verhaltens- und Erlebensmuster*. 3. Auflage. Frankfurt a. M.: Pearson. [1. Aufl.: 1996]
- Schaarschmidt, U. & Kieschke, U. (Hrsg.) (2007): *Gerüstet für den Schulalltag. Psychologische Unterstützungsangebote für Lehrerinnen und Lehrer*. Weinheim; Basel: Beltz.
- Vandenberghe, R. & Huberman, A. M. (Eds.) (1999): *Understanding and preventing teacher burnout. A sourcebook of international research and practice*. Cambridge: University Press.
- Weber, A. (2003): *Frühpension statt Prävention? Zur Problematik der Frühinvalidität im Schuldienst*. *Arbeitsmedizin, Sozialmedizin, Umweltmedizin*, 38, 376-384.

*Psychologische Weiterqualifizierungen und Stressbewältigungstrainings können Lehrerinnen und Lehrern dabei helfen, mit den Besonderheiten des Berufsalltags klar zu kommen.*

© berwis/PIXELIO.de

*Nicht nur Schülerinnen und Schüler sind, z. B. im Rahmen von Prüfungen, Stress-Situationen ausgesetzt.*

© Klaus-Uwe Gerhardt/PIXELIO.de



#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Ulf Kieschke  
 Universität Potsdam  
 Institut für Psychologie  
 Tel. 0031|977-2564  
 Mail: kieschke@uni-potsdam.de

## Empirische Bildungsforschung in Vechta: eigensinnig, nützlich, zielstrebig

### Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

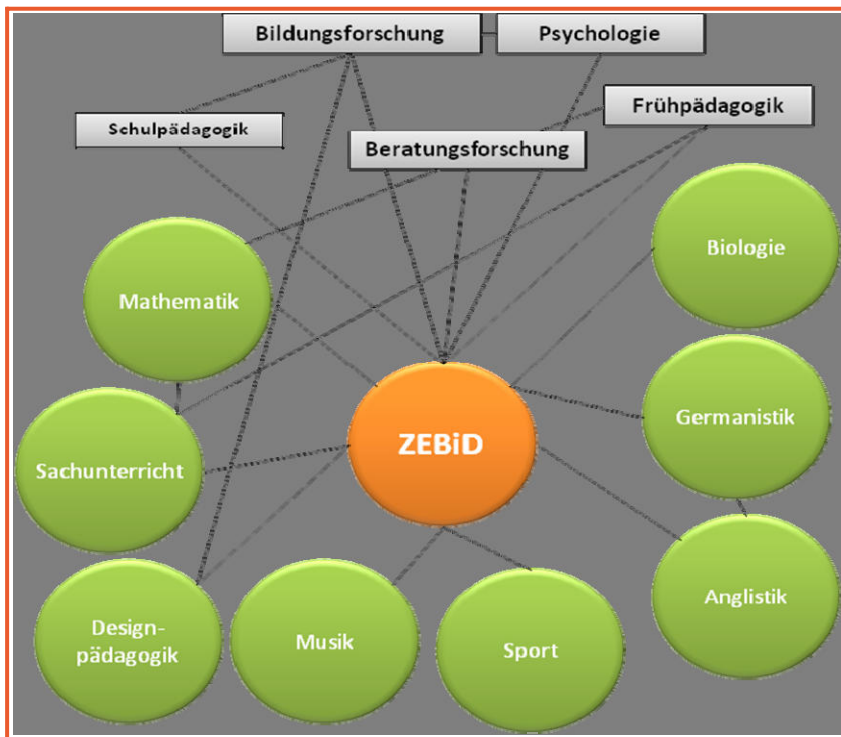


Abb. 1: Vernetzung von Bildungsforschung und fachdidaktischer Forschung

Quelle: ZEBiD Hochschule Vechta

#### von Karl-Oswald Bauer

Eine Besonderheit der empirischen Bildungsforschung in Vechta besteht darin, dass sie auf einer Vernetzung mit den Nachbardisziplinen und gleichzeitig mit den fachdidaktischen Forschungseinrichtungen beruht. So wird beispielsweise Unterrichtsqualität nicht nur allgemein definiert, sondern es wird im Detail erforscht, was denn genau einen guten Sportunterricht, einen guten Musikunterricht oder einen guten Sachunterricht ausmacht. Diese Art der Forschung setzt eine intensive Zusammenarbeit zwischen fachdidaktisch orientierten Forscherinnen und Forschern und Bildungsforschern voraus. Um eine derartige Vernetzung zu ermöglichen, wurde im Jahr 2008 das Zentrum für Empirische Bildungsforschung und Fachdidaktik (ZEBiD) eingerichtet.

#### Modelle für pädagogische Kompetenz und Professionalität

Am Lehrstuhl für Empirische Bildungsforschung und im ZEBiD wird intensiv an der Entwicklung und Überprüfung von Modellen gearbeitet, die beschreiben und erklären, wie im Laufe der Ausbildung und Berufsbiogra-

phie von Pädagoginnen und Pädagogen ein professionelles Selbst aufgebaut wird, das über spezifische Kompetenzen verfügt und in der Lage ist, kritische Situationen zu bewältigen. Außerdem soll das professionelle Selbst erkennen können, welche Situationen es nicht oder noch nicht gut genug bewältigt, um gezielt an seiner eigenen Entwicklung zu arbeiten, und zwar durch Training, Supervision, Coaching, kollegiale Beratung und Mentoring. Ein derartiges Modell ist in der Abbildung 2 skizziert.

Das Modell macht deutlich, wie wichtig die Praxis für die Entwicklung eines professionellen Selbst ist und zeigt auch, dass professionelles pädagogisches Handeln zu einem großen Teil auf Intuition beruht. Es verdeutlicht aber auch, dass Ausbildung, Training, Coaching und Supervision mächtige und wirksame Instrumente sind, um diesen sehr persönlichen Entwicklungsprozess jeder einzelnen Lehrkraft zu begleiten und zu fördern. Durch die Universitätsausbildung beeinflussen wir das professionelle Selbst der künftigen Lehrkräfte und auf diesem Weg auch ihr Handeln, beispielsweise, wenn es kleine oder größere Krisen gibt, weil Situationen noch nicht bewältigt werden.

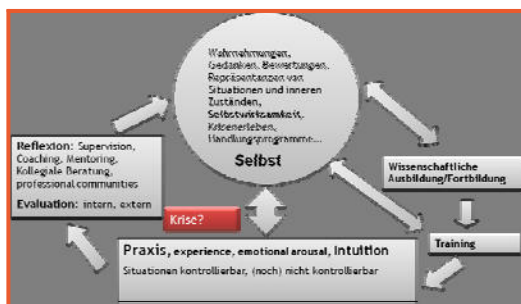


Abb. 2: Entwicklung des professionellen Selbst

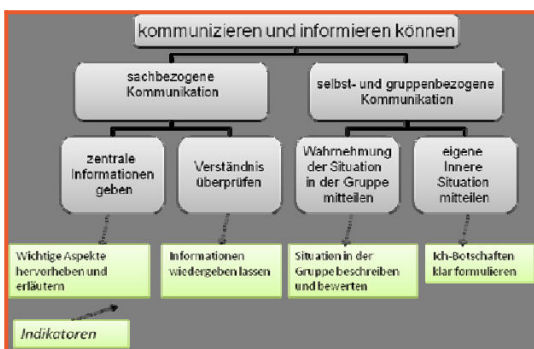
Quelle: ZEBiD Hochschule Vechta

Eine Schlüsselrolle spielt in diesem Zusammenhang die Idee der pädagogischen Basiskompetenzen. Hierzu entwickeln wir Strukturkarten wie die in Abbildung 3 dargestellte Übersicht. Die Strukturkarten geben Aufschluss über die hypothetische innere Struktur komplexer Fähigkeiten und stellen Verbindungen zu messbarem Handeln her, die auf Kompetenzen rückschließen lassen. Derartige Modelle ermöglichen es dann, Ausbildung und Training auf ganz bestimmte Kompetenzen hin auszurichten. Sie ermöglichen es fer-

ner erstmals, die tatsächlichen Effekte der Ausbildung und Fortbildung zu messen.

### Modelle und Instrumente zur Messung und Erklärung von arbeitsbezogenem Erleben und Unterrichtsqualität

Das ZEBiD stellt Testmaterialien zur Messung der Prozessqualität und der Ergebnisqualität in Form von Kompetenzfortschritten online zur Verfügung. Diese Testmaterialien werden teilweise von Mitarbeitern des ZEBiD und von Doktoranden und Mitarbeitern aus den Fachdidaktiken entwickelt. Dazu wird ein eigenes Internetportal aufgebaut, geplant ist auch eine Lernplattform, die den Einstieg in diese Art der praxisnahen quantitativen Forschung erleichtern soll.



In empirischen Forschungsprojekten werden nicht nur Testinstrumente entwickelt, sondern auch Modelle überprüft, die Zusammenhänge zwischen pädagogischer Qualität und anderen Faktoren darstellen. Damit werden Grundlagen für wirksameres pädagogisches Handeln geschaffen. So zeigt das in Abbildung 4 dargestellte Modell, welche Zusammenhänge zwischen zentralen Dimensionen des arbeitsbezogenen Erlebens von Lehrpersonen an Schulen und der Güte des Unterrichts bestehen.

Das Modell ist ein Beispiel für empirische Unterrichtsforschung, die mit dem Ziel betrieben wird, Lehrpersonen zu befähigen, die Qualität ihres Unterrichts dauerhaft zu verbessern. Bemerkenswert ist, dass einige wenige Dimensionen des arbeitsbezogenen Erlebens wie die erlebte Wirksamkeit des eigenen pädagogischen Handelns, das Vertrauen zu Lernenden und das erlebte Interesse der Schüler am Thema oder Fach, einen hohen Anteil der Varianz (Streuung) bei der Unterrichtsqualität erklären. Wir können also die Zusammenhänge zwischen Lehrererleben und Unterrichtsqualität gut durch ein Modell

abbilden. Das von uns entwickelte Instrument zur Messung arbeitsbezogenen Erlebens von Lehrkräften (AEL) steht im Downloadbereich des ZEBiD kostenlos zur Verfügung und kann zur Steuerung von Schulentwicklung oder zur Begleitung von Maßnahmen der Lehrerbildung und der Personalentwicklung sofort eingesetzt werden. Beispielsweise kann untersucht werden, wie sich das arbeitsbezogene Erleben von Lehrerkollegien nach einem Schulleiterwechsel oder nach der Durchführung eines Projektes verändert.

### Ziele

Mittel- und langfristig verfolgt die an der Universität Vechta betriebene Empirische Bildungsforschung drei zentrale Ziele: Lehrkräfte und außerschulische Pädagoginnen und Pädagogen werden mit hoher Selbstwirksamkeit und klarem Kompetenzprofil ausgestattet, so dass sie bis ins Alter berufsfähig bleiben und sich in ihrem Arbeitsumfeld wohlfühlen. Das Zentrum für Empirische Bildungsforschung und Fachdidaktik (ZEBiD) wird zu einer der ersten Adressen für domänenspezifische, also auch fachdidaktisch ausgerichtete Qualitätsmessung, Qualitätssicherung und Evaluation im Rahmen von Schulentwicklung und Entwicklung des professionellen Selbst von Lehrpersonen und pädagogischen Führungskräften (nicht nur) in Niedersachsen ausgebaut. Die Selbstentwicklung und der Kompetenzaufbau von Pädagoginnen und Pädagogen werden auf empirischer Grundlage mit klar erkennbaren Konsequenzen für eine bessere Praxis modelliert und fortlaufend evaluiert

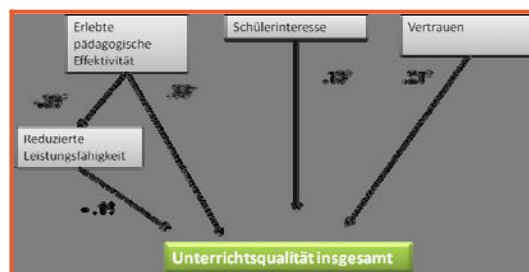


Abb. 3: Strukturkarte für Basiskompetenzen von Pädagoginnen und Pädagogen, Dimension Kommunikation (Ausschnitt)

Quelle: ZEBiD Hochschule Vechta

Abb. 4: Modell zur Erklärung von Unterrichtsqualität durch arbeitsbezogenes Erleben von Lehrkräften

$r = 0.66$

$r^2 = 0.44$

\* standardisierte Betakoeffizienten

Quelle: ZEBiD Hochschule Vechta

### KONTAKT

Prof. Dr. Karl-Oswald Bauer  
Hochschule Vechta - Universität  
Institut für Soziale Arbeit, Bildungs- und Sportwissenschaften (ISBS)  
Zentrum für Empirische Bildungsforschung und Fachdidaktik (ZEBiD)  
Tel. 04441|15-490  
Mail: karl-oswald.bauer@uni-vechta.de

## Die Forschung am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der Hochschule Vechta im nationalen und internationalen Kontext: Rückblick und Entwicklungsperspektiven

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“



Landschaft - (nicht nur) von Menschenhand gestaltet.

© Stephanie Hofschlaeger/PIXELIO.de

von **Wolfgang Haber, Weihenstephan**

Meine Ausführungen zur landschaftsökologischen Forschung an der Hochschule Vechta stelle ich in den größeren Rahmen der Entwicklung dieses Fachgebiets. Seine Bezeichnung wurde vor genau 70 Jahren, 1939, von Carl Troll, einer der Koryphäen der Geographie mit umfassenden botanischen Kenntnissen, geprägt. Er verknüpfte damit, weit vorausschauend, einen damals noch kaum bekannten, randständigen Zweig der Biologie, nämlich die Ökologie, mit dem in der physischen Geographie seit Alexander von Humboldt als einem zentralen Gegenstand aufgefassten Begriff „Landschaft“. Dessen Mehrdeutigkeit und darin liegende wissenschaftliche Problematik waren Troll weniger bewusst; vielleicht wollte er sie aber auch mit seinem neuen Ansatz überwinden. Bevor ich darauf eingehe, möchte ich kurz auf den prinzipiellen Unterschied zwischen Naturforschung und der Landschaftsforschung hinweisen.

Während die erstgenannte sich allen Erscheinungen der Natur widmet, geht die Landschaftsforschung vom Erscheinungsbild eines bestimmten Ausschnitts der terrestrischen Erdoberfläche in der räumlichen Dimension

weniger Quadratkilometer aus, den der Betrachter als eine Ganzheit wahrnimmt, sie so deutet, und die für ihn eine Eigenart, einen Typus verkörpert. Erst nach diesem „landschaftlichen Blick“ geht er auf die einzelnen Bestandteile ein. Eine derartige Betrachtungsweise hat sich historisch nicht in neu entdeckten, unbekanntem Gebieten, sondern in bereits von Menschen erschlossenen, genutzten oder besiedelten Regionen mit Offenheit und Überschaubarkeit entwickelt und zu vertiefenden Forschungen angeregt. Daher rührt auch die verbreitete Gleichsetzung von Landschaft mit dem landwirtschaftlich genutzten ländlichen Raum, was übrigens auch ausgedehnte Wälder ausschließt.

Troll (1939) begründete die Komplexdisziplin Landschaftsökologie auf Grund von Forschungen im südlichen Afrika, zu denen er neben geographisch-vegetationskundlichen Erkundungen im Gelände erstmals auch Luftbilder heranzog. Diese erlaubten ihm eine integrative Raumbetrachtung aus größerer Distanz, was man als eine Art Vorwegnahme der heute üblichen geographischen Informationssysteme (GIS) ansehen kann, die ja auch von Luft- oder Satellitenbildern ausgehen. Auf die so ermittelten Raumtypen, die sich durch bestimmte Strukturmuster unterscheiden ließen, bezog Troll den Begriff „Landschaft“ und präzierte damit seinen Inhalt: als eine mosaikartige Konfiguration von durch Relief, Gewässer und vor allem Vegetation (diese auch als Indikator nicht sichtbarer ökologischer Faktoren) bestimmten Bestandteilen, die er später „Ökotope“ nannte. Ganz bewusst schloss er darin auch die anthropogenen, also durch menschliche Landnutzung bedingten Bestandteile ein, die von Vegetationskunde und Naturschutz, die nur das „Natürliche“ im Sinn haben, oft vernachlässigt werden.

Nicht nur im südlichen Afrika, sondern in allen seit langem vom Menschen genutzten Gebieten zeigte sich nach Trolls Ansatz, dass die Landschaftsmuster und -bestandteile ganz überwiegend auf menschliche Eingriffe, Veränderungen und Gestaltungen unterschiedlicher Intensität und Dauer zurückgehen. Landschaft ist also wesentlich ein – weitge-



hend unbeabsichtigtes – Ergebnis der Landnutzung oder, anders ausgedrückt, der „Kultivierung der Natur“, wie sie erst mit Beginn der Landwirtschaft als „Agri-Kultur“ einsetzte. Im daher rührenden Begriff „Kulturlandschaft“ hat „Kultur“ aber einen doppelten Sinn: neben dem Kultivieren der „wilden Natur“ umfasst er die (sekundäre) kulturelle Wertschätzung ihrer Ergebnisse. Diese wurde später auch den nicht kultivierten, als ganz natürlich empfundenen Gebieten als „Naturlandschaften“ zuteil (vgl. Konold 1996). Damit komme ich zur vorher erwähnten Mehrdeutigkeit des Begriffs „Landschaft“ (Haber 2002). Sie ist einerseits ein ästhetisch geleitetes Wahrnehmungsphänomen, das im bildungsbürgerlichen Denken durch die Landschaftsmalerei und das Erlebnis von konkreten, künstlerisch gestalteten Landschaftsparken und -gärten verankert wurde. Zum andern ist sie ein Nebenergebnis vielseitiger bäuerlicher Landnutzung, deren Abwechslungsreichtum ja gerade den künstlerischen Blick inspiriert hatte, aber aus der städtischen Sicht (einer Außensicht, die der „Innensicht“ der Bauern widerspricht!) auch als „naturhaft“ erschien. Drittens ist die mit Empfindsamkeit als schön, harmonisch und friedvoll wahrgenommene Landschaft oft mit symbolischen Bedeutungen beladen, so für Heimat, Frieden, Einheit von Mensch und Natur, und auf dieser Basis wird sie dann häufig auch geplant oder „inszeniert“. Als, viertens, jene Nutzungsvielfalt durch die vom städtisch-industriellen Zeitalter bedingte Rationalisierung der Landnutzung zu verschwinden begann, wurde die Landschaft als zu bewahrender kultureller Wert („Kultur“landschaft) empfunden und zu einem Schutzgut. Demgemäß hatte das 1935 erlassene, erste deutschlandweit verbindliche „Reichs“-naturschutzgesetz, also kurz vor Trolls Begriffsprägung, die Landschaft, die aus städtischer Sicht (fälschlich) als ein „Stück Natur“ aufgefasst wurde, in die Verantwortung des Naturschutzes übertragen – und die Zuständigkeit dafür, in Verkennung der kulturellen Ziele, vom Kultusminister in die Forstverwaltung verlagert. In der nationalsozialistischen Ideologie hatte dies noch die perverse Folge, dass die mitteleuropäische Kulturlandschaft als vorbildhafter Ausdruck der nordisch-arischen Blut und Boden-Ideologie

angesehen und so in die im Zweiten Weltkrieg eroberten, zu „germanisierenden“ osteuropäischen Räume übertragen werden sollte. Hierin liegt, so schimpflich es ist, der Ursprung der heutigen Landschaftsplanung, die sich dann wesentlich auf die Landschaftsökologie stützte.

Die komplexe Disziplin der Landschaftsökologie hat sich der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf der Grundlage von Carl Trolls Ansatz entwickelt, sehr gefördert durch das mit dem Umweltschutz erwachende allgemeine Interesse an der Ökologie. An einigen Universitäten wurden Lehrstühle für Landschaftsökologie eingerichtet, so auch an der TU München 1966 mit meiner Berufung dorthin. Ich habe Troll persönlich noch gut gekannt, auch mit ihm über seinen Ansatz und meine Lehr- und Forschungskonzeption diskutiert<sup>(1)</sup>, in die ich Odum's Ökosystem-Lehre einbezog (Odum 1971; Golley 1993). Die Ökotope als Trolls Landschafts-Bausteine deutete ich als räumliche Ausprägungen von Ökosystemen ("Mikro-Ökosysteme" sensu Ellenberg 1973). Die Landschaft verstand ich als eine typische Konfiguration von Ökotypen bzw. Ökosystemen mit Gradienten von naturnah über agrarisch-forstlich bis urban-industriell. Ihre genauere Untersuchung erfolgte mit Heinrich Walters (1986) Standortsfaktorenlehre kombiniert mit Populations- und biozönotischer Ökologie. Man kann aber die Landschaft auch, wie Leser (z. B. 1991) es tut, als eigenes ökologisches System höherer Stufe auffassen. In den 1980er Jahren etablierte sich die Landschaftsökologie über Autoren wie Naveh and Lieberman (1984), Forman & Godron (1986, auch Forman 1996) und Zonneveld (1995) auch international und verknüpft die physische Geographie, die allgemeine Ökologie und die Humanökologie. Interessant ist aber,

#### § 4

##### Naturschutzgebiete

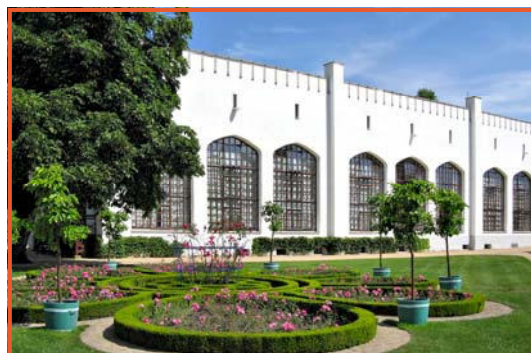
(1) Naturschutzgebiete im Sinne dieses Gesetzes sind bestimmt abgegrenzte Bezirke, in denen ein besonderer Schutz der Natur in ihrer Ganzheit (erdgeschichtlich bedeutsame Formen der Landschaft, natürliche Pflanzenvereine, natürliche Lebensgemeinschaften der Tierwelt) oder in einzelnen ihrer Teile (Vogelfreistätten, Vogelschutzgehölze, Pflanzenschonbezirke u. dgl.) aus wissenschaftlichen, geschichtlichen, heimat- und volkskundlichen Gründen oder wegen ihrer landschaftlichen Schönheit oder Eigenart im öffentlichen Interesse liegt.

(2) Reichs- oder staats eigene Bezirke von überragender Größe und Bedeutung (Reichsnaturschutzgebiete — § 18) können ganz oder teilweise ausschließlich für Zwecke des Naturschutzes in Anspruch genommen werden.

*Auszug aus dem  
Reichsnaturschutzgesetz  
vom 26. Juni 1935*

*Landschaftspark-Beispiel:  
Orangerie im Fürst-Pückler-  
Park bei Bad Muskau*

© Bildpixel/PIXELIO.de



dass in den großen internationalen Umweltforschungsprogrammen jener Zeit wie Internationales Biologisches Programm (IBP), Mensch und Biosphäre (MAB) und Internationales Geosphäre-Biosphäre-Programm (IGBP) der Begriff „Landschaft“ nicht oder nur beiläufig vorkommt. Das letztgenannte ersetzt sie durch den Doppelbegriff „land use“ und „land cover“.



Satellitenaufnahme:  
Regenwald am Amazonas

© Dieter Schütz/PIXELIO.de

Seit Ende der 1980er Jahre ist ein neues gesellschaftliches Interesse an Natur und Landschaft als geistig-kulturellen Werten und Symbolen, also an ihrem nicht-materiellen, bildhaften Charakter und ihren Gestaltqualitäten erwacht, wie es z. B. in der Europäischen Landschaftskonvention zum

Ausdruck kommt. Der französische Sozialgeograph Debarbieux (2005) sieht darin eine „Verlandschaftlichung“ (empaysagement) der Gesellschaft. Diesen Anforderungen kann eine rein naturwissenschaftlich ausgerichtete Landschaftsökologie nicht mehr gerecht werden. Sie bedurfte einer inter- und transdisziplinären Erweiterung vor allem in geisteswissenschaftliche Bereiche, auch wenn diese sich teilweise nur zögernd dafür öffneten (zum Beispiel die Sozialwissenschaften). Auch der seit ihrem Missbrauch durch den Nationalsozialismus verpönte gebliebene Heimataspekt findet wieder Beachtung als regionale Identifikation. Die Aufspaltung der Grundauffassungen von „Landschaft“ spiegelt den Gegensatz zwischen naturwissenschaftlicher Eindeutigkeit und humanwissenschaftlicher Vieldeutigkeit oder zwischen Sachwelten und Sinnwelten wider. Das muss auch in der akademischen Lehre und Forschung Berücksichtigung finden. Heute wechselt die Bedeutung des Begriffs „Landschaft“, sozusagen interaktiv, zwischen einem abstrakten oder gar fiktiven mentalen Wunschbild, einer kulturellen Sicht eines ästhetischen und harmonischen Landmusters und einem faktischen Objekt ökologisch-geographischer Forschung.

Die bisherige, fast rein ökologisch ausgerichtete Landschaftsplanung, die – vor allem im ländlichen Raum – nicht einmal visuell-

gestalterische Aspekte berücksichtigt, wird durch diese neuere Entwicklung in Frage gestellt, vor allem wenn sie in der alleinigen Zuständigkeit des Naturschutzes verbleibt. Man muss sogar fragen, ob man Landschaft überhaupt planen oder gar „bauen“ kann (Garten- und Landschafts„bau“!), ob sie ein zu erhaltender Zustand oder ein (räumlich erlebbares) Objekt von Entwicklung ist. Zweifellos leisten ökologische Untersuchungen dazu einen wesentlichen Beitrag, ja mögen sogar Ausgangspunkt dafür sein – auch für die Klärung der Zusammenhänge und Unterschiede zwischen „Natur“ und „Landschaft“. Doch der symbolisch-kulturelle Charakter, das bildhaft Gestaltete und sinnlich Wahrnehmbare von beiden haben eine neue Wichtigkeit erlangt. Problematisch ist, dass die Vorbilder und Kriterien dafür fast immer der Vergangenheit entstammen. Die praktisch unumkehrbare technisch bestimmte Umwandlung der vorindustriellen in die moderne Landnutzung hat die traditionellen Landschaftsideen obsolet gemacht.

Betrachte ich unter diesen Voraussetzungen die landschaftsökologische Forschung in Vechta, so verdient zunächst Anerkennung, dass die Hochschule 1995 zeitgemäß einen grundständigen Studiengang Umweltwissenschaften, einen Zusatzstudiengang Ökologie mit Fachrichtung Naturschutz, als geeignete Basis dafür einen Lehrstuhl Landschaftsökologie eingerichtet und auch eine entsprechende Laborausstattung mit technischem Personal geschaffen hat. Allerdings hätte man damals prüfen sollen, ob angesichts des Vorhandenseins gleicher oder ähnlicher Lehr- und Forschungseinrichtungen und Forschungskapazitäten an mehreren anderen niedersächsischen Hochschulen (Osnabrück, Oldenburg, Lüneburg, Hannover, Braunschweig, Göttingen – um nur die Universitäten zu nennen) in Vechta wirklich ein Bedarf dafür vorhanden war.

Nach der Schaffung und Besetzung des Lehrstuhls mit Herrn Prof. Dr. Schröder aus der „Kieler Schule“ des Troll-Schülers Otto Fränze, einer der renommiertesten Ausbildungsstätten der Disziplin in Mitteleuropa, hat er mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein beachtliches Leistungsprofil entwickelt, das national wie international Beachtung findet. Auf die mehr als 25 Drittmittelpro-

jekte und die Forschungsperspektiven wird er ja anschließend noch selbst eingehen. Allein in den letzten fünf Jahren kann der Lehrstuhl fast 250 Publikationen aufweisen – wobei ich mir mit Absicht sog. bibliometrische Beurteilungen wegen ihrer Einseitigkeit versage. Wissenschaftler müssen mit ihren Veröffentlichungen ja nicht nur in der scientific community anerkannt werden, sondern ihre Ergebnisse auch der Allgemeinheit, von deren Steuern sie bezahlt werden, verständlich vermitteln. Das tat und tut Herr Schröder auch mit weit über 200 Vorträgen (wieder nur in den letzten fünf Jahren), mit denen er seine und des Lehrstuhls Forschungsergebnisse nicht nur auf Tagungen und in Fachgremien (auch im Ausland), sondern auch für Anwender und Umsetzer präsentiert.

Inhaltlich verkörpert die Forschung am Lehrstuhl für Landschaftsökologie nicht den vorher beschriebenen „typischen“ Ansatz in Sinne von Carl Troll mit der Ausrichtung auf das Phänomen und die Dimension der Landschaft und ihrer Entwicklung. Stattdessen konzentriert sie sich – und dies ist nicht abwertend gemeint! – mit starkem Anwendungsbezug auf ökologische Raumgliederung und Umweltmonitoring, auf Datengewinnung im Gelände und vor allem auch auf geographisch-ökologische Datenverarbeitung mittels GIS und Geostatistik. Es handelt sich also mehr um eine Ökologie größerer räumlicher Zusammenhänge, die heute als „Makroökologie“ (Blackburn & Gaston 2004) bezeichnet wird, aber mit der Landschaftsökologie eng verbunden und von ihr auch schwer abzugrenzen ist. Unter den am Lehrstuhl bearbeiteten Forschungsthemen hebe ich als Besonderheit die langfristige Untersuchung von Moosen als biochemischen Umweltindikatoren und von Auswirkungen genetisch modifizierter Organismen in der Landschaft hervor. Auch die Klimawandelwirkungen sind mit speziellen Fragestellungen einbezogen, z. B. hinsichtlich der Förderung von Malaria oder ähnlichen vektorbedingten Epidemien, der Anzeige durch die Phänologie oder der Auswirkungen auf bodenchemische Parameter. Dazu kommen mehrere interessante Einzelthemen wie z. B. die Kohlenstoffbindung in Wäldern und, ungewöhnlich für einen Landschaftsökologen, Fragen des Meeresbodenschutzes.

#### Literatur

- Blackburn, T. M., Gaston, K. J. (2004): *Macroecology: concepts and consequences*. Cambridge Univ. Press. (British Ecological Society Series.)
- Debarbieux, B. (2005): *Du paysage magnifié à l'empaysagement*. – Unveröff. Manuskript eines Vortrags in der Universität Bern im September 2003 (im Internet zugänglich).
- Ellenberg, H. (1973): *Versuch einer Klassifikation der Ökosysteme nach funktionellen Gesichtspunkten*. In: Ellenberg, H. (Ed.), *Ökosystemforschung. Teil VII, Die Ökosysteme der Erde*. Berlin/Heidelberg, S. 235-265.
- Forman, R. T. T., Godron, M. (1986): *Landscape Ecology*. New York.
- Forman, R. T. T. (1996): *Land Mosaics. The ecology of landscapes and regions*. Cambridge/New York.
- Golley, F. B. (1993): *A history of the ecosystem concept in ecology*. Yale Univ. Press, New Haven, USA.
- Haber, W. (2002): *Was ist Landschaft? Zu Geschichte und Selbstverständnis der Landschaftsökologie*. In: *Schriftenreihe Forum der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland Band 11: "Erde" (Elemente des Naturhaushalts III, Red. B. Busch)*, S. 361-372. Köln.
- Konold, W. (Hrsg.) (1996): *Naturlandschaft - Kulturlandschaft. Die Veränderung der Landschaften nach der Nutzbarmachung durch den Menschen*. Landsberg/Lech.
- Leser, H. (1991): *Landschaftsökologie. Ansatz, Modelle, Methodik, Anwendung*. 3. Auflage. Stuttgart (UTB 521).
- Naveh, Z., Lieberman, A. S. (1984): *Landscape ecology. Theory and application*. 2nd edition 1993. New York/Berlin/Heidelberg.
- Odum, E. P. (1971): *Fundamentals of ecology*. 3rd Edition. Philadelphia/London/Toronto.
- Troll, C. (1939): *Luftbildplan und ökologische Bodenforschung*. In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Berlin* 7/8, S. 297-311.
- Walter, H. (1986): *Allgemeine Geobotanik*. – Stuttgart.
- Zonneveld, I. S. (1995): *Land Ecology. An introduction to landscape ecology as a base for land evaluation, land management and conservation*. Amsterdam.

#### Anmerkung

<sup>(1)</sup> Als Troll später die Problematik und ideologische Beladung von „Landschaft“ bewusst wurde, wollte er seine „Landschaftsökologie“ in „Geoökologie“ umbenennen, setzte sich damit aber nicht durch.



Seit 1995 ist an der Hochschule Vechta das Fach Landschaftsökologie vertreten.

© Dieter Schütz/PIXELIO.de

#### KONTAKT

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Haber  
 Technische Universität München in Freising-Weihenstephan  
 Lehrstuhl für Landschaftsökologie  
 Tel. 08161|714140  
 Mail: wethaber@aol.com

## Drittmittelprojekte und Forschungsperspektiven am Lehrstuhl für Landschaftsökologie

### Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

\*unter Mitarbeit von

Christian Aden, Frank Bartels, Broder Breckling, Ulf Dellbrügge, Abdallah Diop, Cordula Englert, Stefan Fränzle, Judith Hasenclever, Marcel Heins, Monika Hellberg, Gabriele Hösch, Marcel Holy, Fred Jopp, Lukas Kleppin, Helmut Lieth, Roland Pesch, Susanne Ranft, Gunther Schmidt, Simon Schönrock, Andreas Thon, Inga Weustermann

von **Winfried Schröder** \*

#### Zusammenfassung

##### Wurzeln und Prinzipien der Forschung

Die Forschungen am Lehrstuhl für Landschaftsökologie erfolgen als Fortführung und Weiterentwicklung der Arbeiten Otto Fränzles (Kiel), der die landschaftsökologischen Pionierarbeiten seines Lehrers Carl Troll als quantitative Landschaftsforschung ausbaute und als Kernelement in die Ökosystemforschung integrierte. Leitlinien der landschaftsökologischen Forschung an der Hochschule Vechta sind Transparenz und Qualität, die durch konsequente Beschränkung auf Drittmittelforschung und Veröffentlichungen in international begutachteten Fachzeitschriften erreicht werden, sowie Interdisziplinarität.

schungsprojekte der Landschaftsökologie in Vechta zwangsläufig einseitig in dem Bereich *Umweltdatenanalyse/GIS* angesiedelt. Als Beispiele hierfür werden drei interdisziplinäre Drittmittelprojekte vorgestellt: 1. das Vorhaben *Atmospheric Heavy Metal and Nitrogen Deposition in Europe - Estimations Based on Moss Analysis*; 2. das Projekt *Fachinformationssystem Klimafolgen und Anpassung*; 3. das Forschungsvorhaben *GeneRisk: Ökologische und sozioökonomische Implikationen des Anbaus gentechnisch veränderter Pflanzen*. Eine vollständige Übersicht der Projekte am Lehrstuhl für Landschaftsökologie ist unter <http://www.uni-vechta.de/landschaftsoekologie/62.html> zugänglich, die Veröffentlichungen der Forschungsergebnisse unter <http://www.uni-vechta.de/landschaftsoekologie/63.html>.

#### Perspektive

Ziel bleibt es, die Landschaftsökologie in ihren beiden methodischen Schwerpunkten – Gelände- und Laboruntersuchungen sowie Datenanalysen/GIS – in Vechta zu verwirklichen. Dies ist alleine schon mit Blick auf die Akkreditierung von Masterstudiengängen zwingend. Als Ausblick werden Drittmittelprojekte vorgestellt, die sich im Antragsverfahren befinden und die Forschungsperspektiven des Lehrstuhls für Landschaftsökologie für die nächsten zehn Jahre umreißen. Die anspruchsvollste Herausforderung besteht dabei in der Einrichtung eines interdisziplinären Schwerpunktprogramms zu gentechnisch veränderten Pflanzen.

#### Wurzeln und Prinzipien der Forschung

Naturwissenschaftliche Untersuchungen können auf mehreren hinsichtlich Raum, Zeit und Komplexität des betrachteten Systems unterschiedenen Ebenen erfolgen: subzellulärer Bereich, Zelle, Organelle, Organ, Individuum, Population, Ökosystem, Landschaft, Planet Erde, Universum. Die biowissenschaftlich geprägte Ökologie betrachtet die energetischen, informatorischen und stofflichen Interaktionen zwischen Elementen von Ökosystemen, also zwischen Individuen, Populationen oder Le-



*Perspektive für die Landschaftsökologie: Ziel bleibt es, die Landschaftsökologie in ihren beiden methodischen Schwerpunkten (Gelände- und Laboruntersuchungen sowie Datenanalysen/GIS) in Vechta zu verwirklichen.*

© Carola Langer/PIXELIO.de

#### Forschungsprofil am Beispiel ausgewählter Drittmittelprojekte

An der Hochschule Vechta ließ sich in den zurückliegenden zehn Jahren landschaftsökologischer Forschung und Lehre im Wesentlichen einer der beiden methodischen Schwerpunkte der Landschaftsökologie der Kieler Schule verwirklichen: die räumlich differenzierende Analyse von Umweltdaten mit statistischen Verfahren und Geoinformationssystemen (GIS). Empirische Untersuchungen in Gelände und Labor, die für die Einübung forschenden Lernens im Studium von zentraler Bedeutung sind, mussten in Zusammenarbeit mit Hochschulen anderer Bundesländer erfolgen. Somit sind auch die For-

bensgemeinschaften und ihrer biotischen und abiotischen Umwelt. Dementsprechend unterscheidet man Autökologie, Demökologie (Populationsökologie) und Synökologie (Schröder und Daschkeit 2003). Die geowissenschaftlich orientierte Ökologie, die Landschaftsökologie im Sinne ihres Begründers Troll (1939), untersucht die energetischen, informatorischen und stofflichen Interaktionen zwischen Landschaften (Ökosystemkomplexen). Solche Untersuchungen sollten nach Fränzle (1971) den Anforderungen quantitativer Empirie genügen und in räumlich differenzierenden Analysen münden. An der Ausgestaltung dieser Forschungsprogrammatis war der Inhaber des Lehrstuhls für Landschaftsökologie, Winfried Schröder, von 1984 bis 1998 in Forschungsprojekten bis hin zur Ökosystemforschung im Bereich der Bornhöveder Seenkette (gefördert vom BMBF) beteiligt. Diese Arbeiten basierten auf streng an den Qualitätskriterien empirischer Feld- und Laborforschung orientierten interdisziplinären Untersuchungen und auf Datenanalysen mit Verfahren, die in den frühen 1980er Jahren deutschlandweit erstmals verwendet wurden. Hierzu gehörten u. a. die im Goldbergbau Südwesafrikas entwickelte Geostatistik oder Chisquare Automatic Interaction Detection, und für Geoinformationssysteme (GIS) entwickelte sich in Deutschland ein bis heute wachsender Markt durch ihre Entwicklung und Anwendung in der Ökosystemforschung (Schröder et al. 1994). Diesen Bereich der Umweltdatenanalyse konnte W. Schröder in der Landschaftsökologie an der Hochschule Vechta fortsetzen, hingegen nicht die empirische Landschaftsökologie. Empirische Forschung und Lehre konnte nur in Zusammenarbeit mit anderen Hochschulen verwirklicht werden. Welches Niveau dabei auch in der Lehre erzielt werden kann, belegen Veröffentlichungen aus einem Studienprojekt, das Studierende der Hochschule Vechta im Studiengang Umweltwissenschaften mit Hilfe des Internationalen Hochschulinstituts Zittau durchführen konnten (Schröder et al. 2007, 2008).

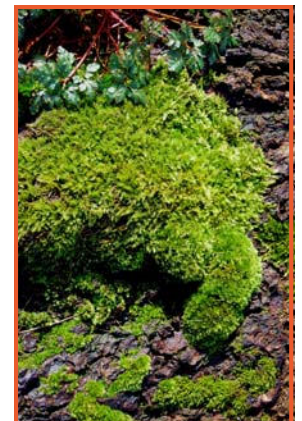
Alle Forschungsarbeiten am Lehrstuhl für Landschaftsökologie erfolgen ausschließlich in Drittmittelprojekten, deren Ergebnisse im Rahmen internationaler Konferenzen diskutiert und in begutachteten internationalen

Fachzeitschriften veröffentlicht werden. Diese Forschungsorientierung erfordert unabdingbar eine nachvollziehbare Offenlegung der Erkenntnisgewinnung und die Bestätigung der Qualität durch permanente Evaluierung durch internationale Experten aus einem breiten fachwissenschaftlichen Spektrum. In diese Beantragung, Präsentation und Veröffentlichung der Forschungsprojekte sind NachwuchswissenschaftlerInnen aus den Fächern Biologie, Geographie, Geostatistik, Geologie, Informatik und Umweltwissenschaften voll einbezogen. Dadurch wird die Qualität der von ihnen erbrachten Leistung nicht nur wie sonst oft üblich von dem Doktorvater beurteilt, sondern von vielen internationalen Experten.

### **Forschungsprofil am Beispiel ausgewählter Drittmittelprojekte**

#### *Atmospheric Heavy Metal And Nitrogen Deposition in Europe - Estimations Based on Moss Analysis*

Moose reichern über mehrere Jahre Stoffe an, die an der Erdoberfläche aus der Atmosphäre abgeschieden werden (atmosphärische Deposition). Folglich werden seit 1990 europaweit alle fünf Jahre an jeweils bis zu 7000 Orten Moose nach einer Methodenrichtlinie eingesammelt und chemisch analysiert. Die Daten der chemischen Analysen werden statistisch aufbereitet und kartographisch abgebildet, so dass räumlich differenzierte Inventuren der Schwermetall-Bioakkumulation vorliegen. Deutschlands Moos-Monitoring wurde in den Jahren 2000 und 2005 vom Lehrstuhl für Landschaftsökologie durchgeführt, ebenso die Integration aller bisheriger Messkampagnen (also auch die von 1990 und 1995) in ein Internet-Geoinformationssystem, das *WebGIS MossMet*. Die Daten des Moos-Monitoring belegen seit 1990 flächendeckend für Deutschland und Europa, wie sich Luftreinhaltepolitik auf die Anreicherung von Metallen in Ökosystemen auswirkt, die nicht offensichtlich im Einflussbereich technischer Emissionsquellen liegen. Im Folgenden geht es um die Kartierung der zeitlichen Entwicklung der Metallanreicherung in Deutschland in Fünfjahresschritten seit 1990 sowie die räumliche Varianz der Metall-Bioakkumulation in Abhängigkeit von Eigenschaften der Probeentnahmestellen und ihrer



Deutschlands Moos-Monitoring wurde in den Jahren 2000 und 2005 von der Vechtaer Landschaftsökologie durchgeführt.

© Thomas-Max Müller/PIXELIO.de

Umgebung. Ein besonderes Augenmerk gilt hierbei der Korrelation zwischen den Metallgehalten in Moosen und atmosphärischen Depositionen. Damit werden Beiträge für die Umweltbeobachtung nach § 12 Bundesnaturschutzgesetz und für die Genfer Luftreinhaltekonvention (Übereinkommen über den weiträumigen, grenzüberschreitenden Transport von Luftverunreinigungen) geliefert.

Die Anreicherung von bis zu 40 Spurenelementen in Moosen wurde nach europaweit harmonisierter Vorgehensweise bestimmt. Die hierbei angewendete Richtlinie regelt die Auswahl der Orte, an denen die Moose gesammelt werden, die zu berücksichtigenden Moosarten, ihre chemische Analyse und Qualitätskontrolle sowie die Klassierung der Messdaten für die Kartierung ihrer räumlichen Strukturen. In Deutschland wurden die bis zu 1028 Standorte des Moos-Monitoring hinsichtlich topografischer und ökologischer Kriterien sowie Vorgaben der Richtlinie beschrieben. Diese Standortbeschreibungen wurden mit Informationen über Emissionen aus technischen Anlagen und Daten über die Landnutzung in der Umgebung der Moos-sammelstellen sowie mit den Messdaten in dem internetfähigen WebGIS MossMet zusammengeführt und ausgewertet: Die räumliche Struktur der Messdaten wurde per Variogramm-Analyse analysiert und modelliert sowie mit Kriging-Interpolation kartiert. Aus den standort- und metallspezifischen Messdaten sowie den daraus geostatistisch berechneten Flächendaten über die Metallakkumulation wurde ein zusammenfassender Multi-Metall-Index (MMI) für Cr, Cu, Fe, Ni, Pb, Ti, V und Zn für das Jahr 1990 (MMI1990) sowie jahresübergreifend (MMI1990-2005) sowie für jede Kampagne ab 1995 einzeln und zeitlich integrierend für As, Cd, Cr, Cu, Fe, Hg, Ni, Pb, Sb, Ti, V und Zn (MMI1995, MMI2000, MMI2005, MMI1995-2005) berechnet und kartiert. Die Zusammenhänge zwischen den Schwermetall-Akkumulationen, Standortcharakteristika sowie Landnutzungen und Emissionen wurden mit bivariaten Rankkorrelationskoeffizienten sowie multivariatstatistisch mit Classification and Regression Trees (CART) und Chisquare Automatic Interaction Detection (CHAID) quantitativ gekennzeichnet.

Die Ergebnisse der qualitätskontrollierten

chemischen Analysen zeigen von 1990 bis 2000 einen statistisch signifikanten Rückgang der Metall-Bioakkumulation. Von 2000 bis 2005 ist wieder ein Anstieg der Metall-Bioakkumulation zu beobachten, besonders für Cd, Cr, Cu, Sb und Zn. Besonders deutlich sind hierbei die Zunahmen für Cr (160 %), das nahezu ähnlich hohe Werte wie 1990 erreicht. Der zeitliche Trend der vergangenen 15 Jahre zeigt für die meisten Metalle jedoch einen deutlichen und flächendeckenden Rückgang der Akkumulation in Moosen. Signifikante Abnahmen seit 2000 wurden bei Hg, Pb und Ti festgestellt. Die entsprechenden Trends für die einzelnen Bundesländer sind allerdings unterschiedlich. Die Metallgehalte in den Moosen zeigen bis auf Cr ähnliche räumliche Verteilungsmuster wie in den Kampagnen 1995 und 2000. Die Hot Spots finden sich zumeist im urban-industriell geprägten Ruhrgebiet, der dicht besiedelten Rhein-Main-Region sowie in den industriell geprägten Regionen der neuen Länder (z. B. Raum Halle/Leipzig). Die räumliche Varianz der Metall-Bioakkumulation lässt sich u. a. durch Eigenschaften der Moos-sammelstellen (z. B. Moosart, Trauf-Effekt) und ihrer Umgebung (z. B. Korrelation mit Deposition, Landnutzung) erklären.



Insbesondere der Anstieg der Cr-Bioakkumulation vom Jahr 2000 zum Jahr 2005 wurde auch in anderen Teilnehmerstaaten wie z. B. in der Schweiz bestätigt. Es bedarf weiterer Untersuchungen, ob es sich hierbei um einen emissionsbedingten oder einen biogenen Effekt (z. B. infolge gleichzeitig angestiegener Stickstoffbelastung) handelt. Im Gegensatz zu anderen Informationsquellen, wie sie z. B. die Messung und Modellierung der Deposition darstellen, hat das Moos-Monitoring den Anstieg der Konzentration toxikologisch relevanter Metalle in Moosen zwischen den Jahren 2000 und 2005 registriert.

*Die Daten des Moos-Monitoring belegen seit 1990 flächendeckend für Deutschland und Europa, wie sich Luftreinhaltepolitik auf die Anreicherung von Metallen in Ökosystemen auswirkt.*

© Rolf Handke/PIXELIO.de

Im Vergleich zu zeitlich höher aufgelösten Depositionsmessungen erfasst das Moos-Monitoring großräumig ein breites Stoffspektrum, das auch in anderen Messnetzen selten gemessene Stoffe mit humantoxikologischer Bedeutung (z. B. Hg, Sb, As, Al, V) umfasst. Das standardisierte Biomonitoring von Luftverunreinigungen mit Bodenmoosen bildet folglich ein wichtiges Bindeglied zwischen der technischen Erfassung von Stoffeinträgen durch Deposition und der Anreicherung dieser Stoffe in biologischem Material. Die häufig zum Qualitätsnachweis für das Moos-Monitoring erhobene Forderung, die Stoffkonzentrationen in der Deposition und in biologischem Material müsse hoch miteinander korrelieren, ist nicht sachgemäß, da es sich nicht um identische, sondern um lediglich verknüpfte Phänomene handelt. Der Betrag ihrer statistischen Korrelation hängt ab von der Ausprägung den Randbedingungen der physikalischen Prozesse, so u. a. von den regional und standörtlich im Anreicherungszeitraum vorherrschenden meteorologischen Verhältnisse, der horizontalen und vertikalen Vegetationsstruktur und der Landnutzung. Das Moos-Monitoring liefert wesentliche Beiträge zum Schwermetall- und zum Multi-Komponenten-Protokoll der CLRTAP, denn es belegt flächendeckend, wie sich Luftreinhaltepolitik auf die Anreicherung von Emissionen in Schutzgütern wie der Vegetation auswirkt. Wenn Umweltbeobachtung als Daueraufgabe verstanden wird und die eingesetzte Methodik für Frühwarnung geeignet ist, eröffnet sie der Umweltpolitik die Möglichkeit, vorsorgend zu handeln und überraschenden Entwicklungen nachzugehen. Von besonderer umweltpolitischer Bedeutung ist ferner, dass in keinem anderen Messprogramm räumlich so verdichtet Daten über ein breites, ökotoxikologisch relevantes Stoffspektrum erhoben werden. Die räumliche Auflösung von Umweltinformationen ist ein wesentliches Kriterium für ihre Nutzbarkeit im Vollzug umweltpolitischer Maßnahmen auf Bundes- und Länderebene. Das Moos-Monitoring ist ein Vorzeigeprogramm der Umweltbeobachtung, das über drei räumliche und administrative Ebenen – Region (z. B. Bundesland oder Naturraum), Staat (z. B. Deutschland) und Kontinent (Europa) harmonisierte, qualitätskontrollierte

Daten zur Umweltüberwachung und Wirksamkeitskontrolle umweltpolitischer Maßnahmen über ein internetfähiges WebGIS-Portal bereitstellt. Das Moos-Monitoring erfüllt insofern eine wichtige Aufgabe im europäischen Umweltmonitoring und sollte aus umweltwissenschaftlichen und umweltpolitischen Gründen zukünftig fortgeführt werden (Holy et al. 2009a; Pesch und Schröder 2009; Schröder et al. 2009).

#### *Fachinformationssystem*

##### *Klimafolgen und Anpassung*

Im Auftrag des Kompetenzzentrums Klimafolgen und Anpassungen (KomPass) am Umweltbundesamt (UBA) wurde das Fachinformationssystem Klimafolgen und Anpassung (FISKA) entwickelt. Das FISKA soll den zuständigen staatlichen Institutionen Informationsgrundlagen und Wirkmodelle zu Folgen des Klimawandels für die Planung und Durchführung von

Anpassungsmaßnahmen bereitstellen. Im Folgenden wird das Wirkmodell Malaria-Transmission vorgestellt. Es wird gezeigt, wie mit diesem Wirkmodell und den in FISKA integrierten Klimaprojektionen der Modelle WettReg und REMO Risikogebiete für Malariaübertragungen identifiziert werden können. FISKA wurde als offenes und modulares Fachinformationssystem entwickelt. Es bietet die Möglichkeit, Daten- und Informationen mit anderen Institutionen auszutauschen. Folgen des Klimawandels sind als Rechenkerne implementiert. Anwender sollen die Möglichkeit erhalten, weitere Daten und Wirkmodelle zu integrieren sowie vorhandene Wirkmodelle zu verbessern. Für die Berechnung der temperaturabhängigen Malaria-Sekundärinfektionen wurde das Modell der Basic Reproduction Rate verwendet und in zwei Rechenkerne eingefügt: Mit einem lassen sich die Sekundärinfektionen und mit dem anderen die Zeiträume möglicher Malariaübertragungen (Transmission Gates) berechnen. Die dafür benötigten Lufttemperaturdaten für die Jahre 1961 bis 2007 wurden vom Deutschen Wetterdienst bereitgestellt. Daten über mögliche zukünftige Lufttemperaturen wurden für 30-jährige Klimanormalperioden (1991 bis 2020,



*Im Auftrag des Kompetenzzentrums Klimafolgen und Anpassungen (KomPass) am Umweltbundesamt (UBA) wurde das Fachinformationssystem Klimafolgen und Anpassung (FISKA) entwickelt.*

© Dieter Schütz/PIXELIO.de

In der regionalisierten Projektion REMO A1B für die Jahre 2051 bis 2080 weist fast das gesamte Bundesgebiet thermische Bedingungen auf, die Malariaübertragungen während vier bzw. fünf Monaten ermöglichen könnten.

© Krümel/PIXELIO.de

2021 bis 2050, 2051 bis 2080) aus den Modellen REMO und WettReg extrahiert. Die anhand dieser Daten mit dem Modell der Basic Reproduction Rate berechneten Projektionen der Sekundärinfektionen wurden auf Grundlage einer multivariat-statistisch berechneten landschaftsökologischen Raumgliederung regionalisiert, und die zukünftigen potenziellen Malaria-Transmissionszeiten wurden auf naturräumlich signifikante Unterschiede überprüft.

Gegenüber den Jahren 1961 bis 1990 hat sich für den Zeitraum 1991 bis 2007 der prozentuale Anteil der Landesfläche, auf der eine Malariainfektion während ein bzw. zwei Monaten des Jahres möglich ist, zugunsten der Gebiete mit einer theoretisch dreimonatigen Übertragung ver-

ringert. So sind von 1991 bis 2007 nun auf 70 % statt auf 26 % des Bundesgebiets Malariaübertragungen während drei Monaten möglich. Der Flächenanteil des viermonatigen Übertragungszeitraumes steigt von 0,02 % auf 0,76 %, und erstmals ist auf 0,15 % der Landesfläche eine Malariaübertragung während fünf Monaten möglich. Für die zukünftigen Klimanormalperioden ergeben sich weiter steigende Zahlen der Sekundärinfektionen sowie verlängerte Transmissionszeiträume. In der regionalisierten Projektion REMO A1B für die Jahre 2051 bis 2080 weist fast das gesamte Bundesgebiet thermische Bedingungen auf, die Malariaübertragungen während vier bzw. fünf Monaten ermöglichen könnten. Mit den steigenden Lufttemperaturen verändert sich die räumliche Struktur des ökologischen Elementarfaktors Temperatur, was unter sonst gleichen Randbedingungen die Reproduktion von Krankheitserregern (Pathogenen; hier *Plasmodium vivax*) und Krankheitsüberträgern (Vektoren, hier: *Anopheles Atroparvus*) sowie die Krankheitsausbreitung fördern kann. Die Basic Reproduction Rate dient zur Berechnung der Anzahl sekundärer Malariainfektionen. Damit ist die Infektion eines Wirts durch einen Vektor gemeint, und



zwar unter der Annahme, dass ein infizierter Vektor in eine potenzielle Wirtspopulation gelangt, in der jeder Wirt empfänglich ist. Alleine die Verbesserung der thermischen Bedingungen für sekundäre Malaria-Übertragungen bedeutet keineswegs, dass es automatisch zu einer Malaria-Epidemie kommt. Von großer Bedeutung, allerdings in dem Malaria-Rechenkern unberücksichtigt, bleiben etwa die Bevölkerungsdichte und deren medizinische Versorgung sowie das Vorhandensein

von geeigneten Habitaten für den Vektor. Das Beispiel Malaria soll stellvertretend für eine Reihe anderer Krankheiten stehen, deren Pathogene von Vektoren übertragen werden und deren beider Reproduktion maßgeblich von den thermischen Bedingungen abhängt.

Die Implementierung eines Klimawirkungsmodells zur potenziellen thermisch gesteuerten Malaria-Transmission in das FISKA zeigt beispielhaft Informationsgehalt und Funktionalität von FISKA. Die Daten und Funktionalitäten von FISKA können als Expertensystem zur Ermittlung von Risiken des Klimawandels verwendet werden. Die Ergebnisse können als interaktive Karte über die FISKA-Web-Anwendung öffentlich zugänglich gemacht werden. Aus technischer Sicht können prinzipiell alle Wirkmodelle, zu denen ein Rechenkern existiert, implementiert und als Ergebniskarten über die Web-Anwendung zugänglich gemacht werden. Voraussetzung hierfür ist, dass die Wirkmodelle und damit die erzeugten Risikokarten fachlich abgesichert und nachvollziehbar dokumentiert sind.

Eine Erweiterung von FISKA für Europa ist technisch möglich. Hierfür bedarf es der Entwicklung von GIS- und Modellanwendungen auf Grundlage europäischer Geobasis- und Geofachdaten. Für kleinräumige Modellprognosen bedarf es dynamischer Modellierungen des Wasserhaushalts an der Bodenoberfläche sowie des Mikroklimas (Holy et al. 2009b).



*GeneRisk: Ökologische und sozioökonomische Implikationen des Anbaus gentechnisch veränderter Pflanzen*

Chancen und Risiken des Anbaus gentechnisch veränderter Organismen (GVO) werden kontrovers diskutiert. Die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Debatten berühren unterschiedliche fachliche Aspekte, so z. B. molekularbiologische, ökologische, wirtschaftliche und rechtliche. Mit diesen unterschiedlichen fachlichen Sachzusammenhängen sind auch immer spezifische räumliche und zeitliche Dimensionen angesprochen, so z. B. Vorgänge, die in pflanzlichen Zellen, in einem Pflanzenbestand und in Natur- und Kulturlandschaften ablaufen. Um Chancen und Risiken von GMO abzuschätzen, sind Folgewirkungen des GMO-Anbaus über die angesprochenen Raum- und Zeitbezüge sowie die verschiedenen Systeme hinweg zu analysieren. Die Vielfalt systemischer Verknüpfungen spielt hierbei eine besondere Rolle, da die landwirtschaftliche Produktion sowohl mit grundlegenden Naturvorgängen des ökologischen Gefüges als auch mit zentralen Prozessen der vom Menschen gesteuerten Systeme wie Landwirtschaft und Lebensmittelwirtschaft in enger Wechselbeziehung steht. Diese Wechselbeziehungen wurden im GeneRisk-Verbund von mehreren Disziplinen untersucht: Agrar-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften sowie Ökologie.

In der bisherigen Praxis der wissenschaftlichen Risikoanalyse von GMO ist erkennbar, dass primäre und kleinräumige Wirkungen im Vordergrund der Untersuchungen stehen. Effekte in großen Räumen sowie gesamtwirtschaftliche Effekte sind hingegen bislang nur defizitär untersucht. Gerade dort jedoch können systemische Risiken in Form von Kombinations- und Langzeiteffekten wirksam werden. Der Forschungsverbund GeneRisk legt in einer Wirkungsketten-Analyse dar, dass ein Verständnis funktionaler Zusammenhänge von molekularen Effekten über organismische Implikationen und ökosystemare Wirkungen bis hinein in den Landschaftsraum nicht nur möglich, sondern auch sicherheitsrelevant ist. Deshalb wurden für die von GMO betroffenen Systeme und deren Organisationsebenen (molekulare bis Landschaftsebene) relevanten Fragen und Befunde zusammengestellt. Im sozioökonomischen und re-

gulatorischen Zusammenhang geht es weiterführend um Effekte, die aus dem Zusammenwirken von Entscheidungen menschlicher Akteure resultieren. Hier spielt die Freiheit des Einzelnen – als Marktteilnehmer, Landwirt oder Konsument – eine Rolle. Jeweilige Einzelentscheidungen wirken zurück auf globale Wirtschafts- und Naturfunktionen und deren Steuerbarkeit. Diese Zusammenhänge im Risiko-Diskurs angemessen auf wissenschaftlicher Grundlage zu entfalten und bestehende Defizite herauszuarbeiten, ist Gegenstand systemischer Analyse im GeneRisk-Konsortium.

Im GeneRisk-Verbund werden systemische Risiken von GMO als diejenigen Effekte betrachtet, bei denen ein im isolierten Kontext funktionaler und gewünschter Eingriff durch Folgeeffekte für weitere Zusammenhänge – beispielsweise durch Interferenz mit anderen vergleichbaren und isoliert betrachtet ebenfalls funktional zielgerichteten Eingriffen – unerwünschte Auswirkungen nach sich ziehen kann, sei es in anderen Bereichen oder für einen übergreifenden Gesamtzusammenhang. Dabei spielen Wechselbeziehungen zwischen Systemen eine besondere Rolle und können zu einer Risiko-Fort-

pflanzung durch mehrere Ebenen führen. Risiken für den Naturhaushalt oder für konventionelle oder biologische Anbauweisen können sich auf Nutzungs-, Vermarktungs- und Konsuminteressen und damit auf das soziale Gefüge im weiteren Sinne auswirken. So können durch den Anbau von gentechnisch verändertem Mais und Raps Veränderungen sowohl im Agrarsystem selbst als auch in anderen Bereichen verursacht werden, z. B. kann die biologische Vielfalt der Wildpflanzen verringert oder die Bestäubungsleistung von Honigbienen beeinflusst werden: Diese Auswirkungen reichen bis hin zu sozioökonomisch/juristischen Veränderungen. GeneRisk knüpft bei der Entwicklung des systemischen Risikobegriffs an den in der sozialökologischen Forschung übergreifend formulierten Begriff des systemischen Risikos an. Dessen Operationalisie-



*Die Zusammenhänge im Risiko-Diskurs angemessen auf wissenschaftlicher Grundlage zu entfalten und bestehende Defizite herauszuarbeiten, ist Gegenstand systemischer Analyse im GeneRisk-Konsortium.*

© Ernst Rose/PIXELIO.de



Die Chancen und Risiken des Anbaus gentechnisch veränderter Organismen (GVO) werden in der Öffentlichkeit zuweilen kontrovers diskutiert.

© JiryPIXELIO.de

rung für gentechnisch veränderte Organismen führt zu einer spezifischen Anwendung und Ausformung, die mit den hier zusammengestellten Beiträgen des Verbundes auf verschiedenen Ebenen illustriert wird. Dazu realisieren wir ein kausal orientiertes Forschungsprogramm, um Wirkungsketten über die verschiedenen Objekt- und Themenbereiche natur- und gesellschaftswissenschaftlicher Disziplinen nachzuvollziehen: Der Beginn der zu betrachtenden Wirkungsketten bei GVO ist der Eingriff auf molekularer Ebene. Um diesen zu bewerten, ist die Kenntnis und Anwendung molekularer Methoden als erster Schritt unverzichtbar. Die molekulare Charakterisierung des GVO z. B. hinsichtlich Stabilität der Integration, Expression des Transgens und sekundärer metabolischer Effekte erlaubt erste Wirkungsabschätzungen, die aber bei weitem nicht vollständig sind. In der Erforschung von Risiken gentechnisch veränderter Organismen schließen sich üblicherweise Untersuchungen auf organismerischer und Bestandesebene an. Solche Untersuchungen erfordern physiologische und agrarwissenschaftliche Kompetenz. Weiterhin werden eventuelle Wirkungen auf Nichtzielorganismen geprüft. Hier spielt die Kenntnis über allgemeine ökologische Zusammenhänge die zentrale Rolle. Auch die Kenntnis der Eigenschaften der Organismen, denen Erbmateriale zu Transformationszwecken entnommen wurde, gehört mit dazu. Erst wenn kleinräumige Effekte risikoanalytisch hinreichend erschlossen sind, können weiterführende Aspekte untersucht werden. In sozioökonomischer Hinsicht stehen zunächst betriebswirtschaftliche Effekte der Landwirtschaft im Vordergrund. Über die Betrachtung nachbarschaftlicher Auswirkungen, landschaftlicher Verknüpfungen und schließlich makroökonomischer Zusammenhänge muss dann das Bild in den makroskopischen Bereich hinein vervollständigt werden. Naturwissenschaftliche, ökonomische, soziologische und juristische Sachkompetenz sind erforderlich und wurden im Verbundvorhaben verknüpft (Schmidt et al. 2009).

Das Verbundprojekt GeneRisk wird vom BMBF in dem Forschungsschwerpunkt Sozialökologische Forschung mit rund 1,2 Millionen Euro gefördert und vom Lehrstuhl für Landschaftsökologie geleitet. Neben der Lei-

tungsfunktion sind Datenanalysen und Modellierungen (Breckling et al. 2009a, 2009b, 2009c; Middelhoff et al. 2009; Reuter et al. 2009) Aufgaben der Landschaftsökologie im GeneRisk-Verbund, ebenso die im Folgenden beschriebene *Entwicklung eines WebGIS als Werkzeug für Koexistenzanalyse, Anbauplanung und Monitoring*. Ausgangspunkt für die WebGIS-Entwicklung ist die Tatsache, dass politische Entscheidungen ebenso wenig wie gesellschaftliches und wirtschaftliches Agieren vorwiegend auf denjenigen räumlichen Ebenen stattfinden, für die die bisherige GVO-Forschung Ergebnisse erbracht hat: Labor und Ackerschlag. Vielmehr sind es größere Räume, für die im Falle des GVO-Einsatzes Entscheidungen zu treffen und Verantwortung zu tragen ist: die Fläche eines landwirtschaftlichen Betriebs und seiner Nachbarn, die Agrar- und Naturlandschaft, das Bundesland, das Bundesgebiet. Entsprechende Geodaten über GVO sind wichtig für die räumliche Planung des GVP-Anbaus und die Anwendung der Koexistenz-Regeln entsprechend der guten fachlichen Praxis (GfP). Für die räumlichen Aspekte der Nutzung von GVP in der Agrarwirtschaft hat das GeneRisk-Projekt ein internet-basiertes geographisches Informationssystem (WebGIS GVO) entwickelt. Das WebGIS erfüllt verschiedene Zwecke, die nicht nur im Zusammenhang mit der Modellierung der Ausbreitung von GVO stehen, sondern auch für die ökonomischen und juristischen Analysen und Bewertungen bedeutsam sind (Kleppin et al. 2009; Schmidt und Schröder 2009a, 2009b):

- Berechnung der für landwirtschaftliche Nutzung zur Verfügung stehenden Flächen bei bestimmten Sicherheitsabständen (Abstandsregelung)
- Planung, Dokumentation und Auswertung des GVO-Monitoring
- Räumlich konkrete Zusammenführung der Ergebnisse von GVO-Forschung und -Monitoring
- Räumliche Visualisierung des gegenwärtigen und vergangenen GVO-Anbaus für Landwirte, Behörden und Öffentlichkeit
- Frühzeitige bzw. präventive Identifizierung von Nutzungskonflikten. Ein Planspielmodus erlaubt z. B. die Lokalisierung von GVO-/konventionellen Feldern in unterschiedlichen Anbausituationen. Das Web-

GIS besitzt somit auch das Potenzial für die Unterstützung der Behörden hinsichtlich der Prüfung von Freisetzungsanträgen und Anbaumanmeldungen. Durch die Auswahl verschiedener Abstandsweiten lassen sich vorab die Auswirkungen bestimmter Abstands-/Anbauregelungen überprüfen.

- Das System könnte erweitert werden durch die Implementation einer Ausbreitungsfunktion, die im Vergleich zu starren Abstandsregelungen die tatsächlichen, lokalen Bedingungen für eine Pollenverbreitung (Windverhältnisse, Landnutzung, Witterung) berücksichtigt. Auf Basis typischer Anbausituationen lassen sich unterschiedliche Anbauszenarien hinsichtlich einer Koexistenz von konventionellen und GV-Pflanzen durchspielen. Dies stellt einen deutlichen Fortschritt im Vergleich zur bisherigen Allokation von GVO-Feldern auf Basis von Kreisstatistiken und Bodeneigenschaften dar.
- Staaten, die über keine detaillierten Agrarerhebungen hinsichtlich des GVO-Anbaus verfügen, können diese kostengünstige Methode zur Lokalisierung von GVO-Feldern als eine wichtige Grundlage für die Planung und Regelung des GVO-Anbaus adaptieren.
- Im Zusammenhang mit Methoden der Fernerkundung kann das WebGIS zur Allokation von konventionellen und GVO-Maisfeldern in Deutschland genutzt werden.

### Perspektive

Ziel des Lehrstuhls für Landschaftsökologie bleibt es, die beiden methodischen Schwerpunkte der Landschaftsökologie - die Gelände- und Laboruntersuchungen sowie Datenanalysen/GIS - an der Hochschule Vechta miteinander verknüpfen zu können. Es gibt keinen sachlichen Grund dafür, dies zu verhindern. Alleine schon mit Blick auf die Akkreditierung von Masterstudiengängen ist es zwingend, die methodischen Schwerpunkte eines Faches in Forschung und Lehre angemessen zu entwickeln.

Ungeachtet der geschilderten Verhältnisse wird wie in den vergangenen so auch in den kommenden zehn Jahren unbeirrt der methodische Schwerpunkt Umweltdatenanalyse/GIS weiterentwickelt. Mehrere Projekte hierzu befinden sich im Antragsverfahren, von de-

nen einige im Folgenden genannt werden. Die anspruchsvollste Herausforderung besteht dabei in der Einrichtung zweier interdisziplinärer Schwerpunktprogramme:

- Soziale Dimensionen des Klimawandels (Antrag an BMBF gemeinsam mit der ETH Zürich)
- Vertrauen zur Förderung nachhaltigen Umwelthandelns am Beispiel der Nutzung virtuellen Trinkwassers - VERNUNVT (Gemeinschaftsantrag im Programm Pro-Niedersachsen mit Zentrum für Vertrauensforschung der Hochschule Vechta)
- Nachhaltiges Landmanagement (Antrag an BMBF gemeinsam mit 20 Konsortialpartnern unter Leitung der Nordwestdeutschen Forstlichen Forschungs- und Versuchsanstalt)
- Phänologie und Klimawandel Hessen (Klimazentrum des Hessischen Landesamtes für Umwelt und Geologie)
- Nationale Umsetzung der Meeresstrategie-Rahmenrichtlinie und des HELCOM Ostsee Aktionsplans (BfN-Projekt)
- Modelling of Agricultural Production (Antrag auf Einrichtung eines DFG Schwerpunktprogramms unter Leitung der TU Braunschweig)
- Internationaler Vergleich sozial-ökologischer Implikationen von GVP (Antrag auf Einrichtung eines DFG Schwerpunktprogramms unter Leitung der Hochschule Vechta).

### Literatur

- Breckling, B.; Laue, H.,; Pehlke, H. (2009a): Remote sensing as a data source for up-scaling the effects of genetically modified plants in agriculture - oilseed rape (*Brassica napus*) in Northern Germany. *Ecological Indicators*, online first, doi: <<http://dx.doi.org/10.1016/j.ecolind.2009.03.003>>
- Breckling, B.; Reuter, H.; Middelhoff, U.; Glemnitz, M.; Wurbs, A.; Schmidt, G.; Schröder, W.; Windhorst, W. (2009b): Risk indication of genetically modified organisms (GMO). Modelling environmental exposure and dispersal across different scales. Oilseed rape in Northern Germany as an integrated case study. *Ecological Indicators, Online First*, doi: 10.1016/j.ecolind.2009.03.002
- Breckling, B.; Schmidt, G.; Kleppin, L.; Schröder, W. (2009c): The Use of Hierarchy Theory for Biological Risk Research on Genetically Modified Organisms. In: Holzheu, S.; Thies, B. (Eds.): *GfÖ 2009: Dimen-*



Zusammen mit dem Zentrum für Vertrauensforschung der Hochschule Vechta hat die Landschaftsökologie auch den Gemeinschaftsantrag zum Projekt „Vertrauen zur Förderung nachhaltigen Umwelthandelns am Beispiel der Nutzung virtuellen Trinkwassers“ gestellt.

© Dieter Schütz/PIXELIO.de

- sions of Ecology: From Global Change to Molecular Ecology. Ecological Society of Germany, Austria and Switzerland (GfÖ), 39th Annual Conference. Bayreuther Forum Ökologie 115/2009, 264 pp.
- Fränzle, O. (1971): *Physische Geographie als quantitative Landschaftsforschung. Beiträge zur geographischen Landeskunde und Regionalforschung in Schleswig-Holstein. Schriften des Geographischen Instituts Kiel* 37: 297-312
  - Holy, M.; Leblond, S.; Pesch, R.; Schröder, W. (2009a): *Assessing spatial patterns of metal bioaccumulation in French mosses by means of an exposure index. Environmental Science and Pollution Research* 16: 499-507
  - Holy, M.; Schmidt, G.; Schröder, W. (2009b): *GIS-basierte Risikomodellierung zur Auswirkung des Klimawandels auf die potenzielle Malariaausbreitung in Deutschland. In: Strobl, J.; Blaschke, Th.; Griesebner, G. (Hrsg.): Angewandte Geoinformatik 2009. Wichmann, Heidelberg, S. 228-237*
  - Kleppin, L.; Aden, C.; Schmidt, G.; Schröder, W. (2009): *WebGIS als Instrument für Planung und Monitoring des Anbaus von Bt-Mais. In: Strobl, J.; Blaschke, Th.; Griesebner, G. (Hrsg.): Angewandte Geoinformatik 2009. - Wichmann, Heidelberg, S. 588-597*
  - Middelhoff, U.; Reuter, H.; Breckling, B. (2009): *Integrating transgene persistence and dispersal for oilseed rape - the model GeneTraMP as an approach for risk evaluation and indication. Ecological Indicators, online first, doi: <http://dx.doi.org/10.1016/j.ecolind.2009.03.006>*
  - Mohr, K.; Holy, M.; Pesch, R.; Schröder, W. (2009): *Bioakkumulation von Metallen und Stickstoff zwischen 1990 und 2005 in Niedersachsen. Umweltwissenschaften und Schadstoff-Forschung* 21: 454-469
  - Pesch, R.; Schröder, W. (2009): *Long-Term monitoring of the metal accumulation in forests measured by use of the moss technique. European Journal of Forest Research. OnlineFirst: DOI: 10.1007/s10342-009-0298-y*
  - Schmidt, G.; Kleppin, L.; Schröder, W.; Breckling, B.; Reuter, H.; Eschenbach, C.; Windhorst, W.; Höttl, K.; Wurbs, A.; Barkmann, J.; Marggraf, R.; Thiel, M. (2009): *Systemic Risks of Genetically Modified Organisms in Crop Production: Interdisciplinary Perspective. In: GAIA* 18: 119-126
  - Schmidt, G.; Schröder, W. (2009a): *GIS-gestützte Analysen zur möglichen Gefährdung von Naturschutzgebieten durch den Anbau gentechnisch veränderter Kulturpflanzen. Umweltwissenschaften und Schadstoff-Forschung* 21: 76-93
  - Schmidt, G.; Schröder, W. (2009b): *Regionalisation of climate variability used for modelling the dispersal of genetically modified oil seed rape in Northern Germany. Ecological Indicators, Online first DOI: <http://dx.doi.org/10.1016/j.ecolind.2009.03.004>*
  - Schröder, W.; Daschkeit, A. (2003): *Umweltwissenschaft als Prototyp interdisziplinärer Forschung. In: Fränzle, O.; Müller, F.; Schröder, W. (Hrsg.): Handbuch der Umweltwissenschaften. Grundlagen und Anwendungen der Ökosystemforschung. Landsberg am Lech, München, Zürich, Kap. II-2.5 (9. Erg.Lfg.): 1-32*
  - Schröder, W.; Hornsmann, I.; Pesch, R.; Schmidt, G.; Markert, B.; Fränzle, S.; Wünschmann, S.; Heidenreich, H. (2007): *Nitrogen and metals in two regions in Central Europe: Significant differences in accumulation in mosses due to land use? In: Environmental Monitoring and Assessment* 133: 495-505
  - Schröder, W.; Hornsmann, I.; Pesch, R.; Schmidt, G.; Fränzle, S.; Wünschmann, S.; Heidenreich, H.; Markert, B. (2008): *Moosmonitoring als Spiegel der Landnutzung? Stickstoff- und Metallakkumulation in Moosen zweier Regionen Mitteleuropas. Umweltwissenschaften und Schadstoff-Forschung* 20: 62-74
  - Schröder, W.; Pesch, R.; Matter, Y.; Göritz, A.; Genssler, L.; Dieffenbach-Fries, H. (2009): *Trend der Schwermetall-Bioakkumulation 1990 bis 2005: Qualitätssicherung bei Probenahme, Analytik, geostatistischer Auswertung. Umweltwissenschaften und Schadstoff-Forschung* 21: 549-574
  - Schröder, W., Vetter, L. & Fränzle, O. (Hrsg.) (1994): *Neuere statistische Verfahren und Modellbildung in der Geoökologie. Vieweg, Wiesbaden*
  - Troll, C. (1939): *Luftbildplan und ökologische Bodenforschung. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Berlin* 7 / 8: 297-311

#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Winfried Schröder  
 Hochschule Vechta - Universität  
 Landschaftsökologie (Lök)  
 Tel. 04441|15-559  
 Mail: [wschroeder@iuw.uni-vechta.de](mailto:wschroeder@iuw.uni-vechta.de)

## Globalisation & Rural Change - Forschungsaktivitäten der Abteilung Vergleichende Strukturfor-

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von *Christine Tamásy*

Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit der Abteilung Vergleichende Strukturfor-

schung des ISPA stehen Fragen der Entstehung, der wirtschaftlichen und sozialen Strukturen sowie der Dynamik agrarischer Intensivgebiete. Dabei sind die Analysen nicht auf Nordwestdeutschland beschränkt, sondern es werden vergleichende Untersuchungen in anderen Staaten der Europäischen Union, den USA und Australasien durchgeführt. Ein weiteres Ziel besteht darin, Vorschläge zur künftigen Entwicklung von agrarischen Intensivgebieten zu unterbreiten. Diese können sich z. B. auf die Differenzierung der Agrarproduktion, neue Organisationsformen in der Erzeugung und Vermarktung sowie eine Reduzierung aktueller Umweltprobleme beziehen. Darüber hinaus wird Fragen der sozio-ökonomischen Entwicklung des ländlichen Raumes insgesamt nachgegangen und es werden Vorschläge für eine zukunftsfähige Regionalentwicklung unterbreitet.

Forschungsschwerpunkte der Abteilung Vergleichende Strukturfor-

- Dynamik, Probleme und Perspektiven der Nutztierhaltung und des Pflanzenbaus
- Auswirkungen der Agrarpolitik in Deutschland und Europa
- Globalisierungsprozesse in der Agrar- und Ernährungswirtschaft und die Konsequenzen für ländliche Räume
- Entrepreneurship und die Entwicklung ländlicher Räume
- Wissenschaftliche Begleitung der Landesinitiative Ernährungswirtschaft - NieKE

Die Abteilung Vergleichende Strukturfor-

sorgung führt Theorie geleitete, empirische Forschung durch, die sich an den Erfordernissen einer modernen Wirtschafts- und Sozialgeographie orientiert und im internationalen Maßstab wettbewerbsfähig ist. Das relationale Grundverständnis, das die Perspektive der Forschung beschreibt, zeichnet sich durch drei wesentliche Merkmale aus: Kontextualität, Pfadabhängigkeit und Kontingenz. Kontextualität bedeutet, dass sozio-ökonomisches Handeln immer vor dem Hin-



*Monokultur -  
Maisfeld im Morgennebel*

© A. Dreher/PIXELIO.de

tergrund eines spezifischen Kontextes stattfindet. Damit wird eine Sichtweise des sozio-ökonomischen Handelns in eine strukturelle Perspektive integriert und steht für die Einbettung sozio-ökonomischer Aktivitäten in institutionelle Beziehungssysteme. Damit ist sozio-ökonomisches Handeln als raumzeitlich situiert zu betrachten. Da jeder Kontext eine spezifische Entwicklung auslöst, induziert die Kontextualität des sozio-ökonomischen Handelns einen pfadabhängigen Prozess. Situier- te Interaktionen, Entscheidungen und Strategien in der Vergangenheit bedingen spezifische Kontexte in der Gegenwart und richten damit die Entwicklungsmöglichkeiten entlang eines historischen Pfads aus. Kontingenz bringt zum Ausdruck, dass ökonomisches Handeln keinen universellen Gesetzmäßigkeiten folgt, sondern individuell geprägt ist. Daher kann ein spezifischer Entwicklungspfad nicht als deterministisch angesehen werden. Vielmehr ermöglichen konkrete Kontexte stets einen Wandel (rural change!) hin zu neuen regionalen Entwicklungspfaden.

Aktuelle Forschungsprojekte in der Abteilung Vergleichende Strukturfor-

sorgung sind die beiden Projekte FAEN (Forschungsverbund Agrar- und Ernährungswissenschaften Niedersachsen) und die Analysen zum komplementären Einsatz der Phagen- und Impfstofftechnologie zur Reduzierung von *Campylobacter* and *Salmonella* im Geflügel unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Hans-Wilhelm

Windhorst. Ziel des FAEN-Projektes ist es, durch eine vergleichende Analyse die in Niedersachsen vorliegenden Betriebsgrößen und Organisationsstrukturen in der Erzeugung, Verarbeitung und Vermarktung von tierischen Nahrungsmitteln zu ermitteln und diese im Hinblick auf ihre Wettbewerbsfähigkeit in nationalen und internationalen Märkten zu bewerten. Darüber hinaus sollen Vorschläge für anzustrebende Betriebsgrößen und Organisationsformen unterbreitet sowie Strategiekonzepte entwickelt werden, die das Erreichen dieser Zielmarken ermöglichen. Das Campylobacter-Projekt dient der Identifizierung und Charakterisierung von Regionen mit hoher Produktions- und Verarbeitungsdichte, einer Analyse der vorliegenden Produktionsstrukturen der Produktion und Verarbeitung von Geflügelfleisch zur gezielten Anwendung des entwickelten „Phagen-Cocktails“ sowie zur Identifizierung des Infektionsrisikos in diesen Räumen. Nachdem Herr Prof. Dr. Hans-Wilhelm Windhorst im Mai 2009 das 65. Lebensjahr vollendet hat, ist er zum 30. September 2009 aus dem offiziellen Dienst ausgeschieden und hat seine Position als Leiter der Abteilung Vergleichende Strukturfor-

schung/Netzwerk-Aufgaben ausgezeichnet, dokumentiert durch eine Vielzahl an referierten Publikationen, die Herausgeberschaft der internationalen Zeitschrift *Regional Science Policy and Practice*, die erhebliche Drittmittelwerbung sowie Preise und Auszeichnungen. Frau Prof. Dr. Christine Tamásy hat auf dem deutschen Geographentag in Wien im September 2009 über Globalisierungsprozesse in der Milchwirtschaft referiert und im November 2009 auf dem jährlichen Treffen des Agri-food Research Network in Auckland (Neuseeland) zum Thema Globalisation & Rural Change am Beispiel des Oldenburger Münsterlands gesprochen.



Das NIEKE, das von der Abteilung Vergleichende Strukturfor-

schung seit zehn Jahren wissenschaftlich begleitet wird, wurde im Frühjahr/Sommer 2009 durch das Innovationszentrum Niedersachsen evaluiert und konnte die Evaluation mit einem hervorragenden Ergebnis abschließen: von 33 maximalen Punkten wurden 31 erreicht. Damit sind exzellente Voraussetzungen für die Weiterführung des NIEKE geschaffen, das sich im November 2009 beim Niedersächsischen Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Verkehr erfolgreich auf die Ausschreibung der Geschäftsstelle der Landesinitiative Ernährungswirtschaft beworben hat. Das NIEKE hat in den vergangenen Jahren eine enorme ideelle und finanzielle Unterstützung durch Unternehmen, Banken und kommunale Gebietskörperschaften erhalten, die sich dankenswerterweise bereit erklärt haben, auch die Landesinitiative Ernährungswirtschaft zu unterstützen. NIEKE ist ein landesweit agierender Kooperationsverbund mehrerer, einander ergänzender und leistungsstarker Partner. Das Kompetenzzentrum bündelt für ganz Niedersachsen Know-how in allen Bereichen der Agrar- und Ernährungswirtschaft. Durch die Vernetzung von Wissenschaftseinrichtungen, Bildungsstätten, Produktionsunternehmen, Vermarktungs- und Vertriebsorganisationen, Anwendern, Dienstleistern, Finanzierungsinstitutionen sowie öffentlichen Verwaltungen können vorhandene Potenziale synergistisch genutzt werden. Das Niedersächsische Kompetenzzentrum Ernährungswirtschaft ist damit in der Lage, zur Leistungsför-

*Wie werden die Auswirkungen der Agrarpolitik in Deutschland und Europa aussehen?*

© Stefanie2606/PIXELIO.de



Diese Abteilung wird seit dem 1. Oktober 2009 von Frau Prof. Dr. Christine Tamásy geleitet, die am 01. Juli 2009 ihre Arbeit am ISPA aufgenommen hat und zuvor als Heisenberg-Stipendiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der University of Auckland (Neuseeland) tätig war. Durch die langjährige Forschungs- und Lehrtätigkeit in Deutschland und im außereuropäischen Ausland verfügt Frau Prof. Dr. Tamásy über ein international sichtbares akademisches Profil, das sich durch herausragende Leistungen in den Bereichen Forschung, Lehre und Verwal-



derung der Unternehmen der Ernährungswirtschaft beizutragen und diesen zweitwichtigsten Wirtschaftszweig des Landes zu stärken. Gegenwärtig ist die Abteilung Vergleichende Strukturforschung zudem maßgeblich an der konzeptionellen Entwicklung und Realisierung des Masterstudiengangs „Geographien ländlicher Räume: Globalisation & Rural Change“ beteiligt, der zum Wintersemester 2010/11 starten wird. Dieser forschungs- und anwendungsorientierte Masterstudiengang widmet sich der nachhaltigen Entwicklung ländlicher Räume im Zeitalter der Globalisierung. Was treibt Globalisierungsprozesse an, gegenwärtig und in der Vergangenheit? Wie funktionieren globale Produktionssysteme und welche Strategien verfolgen transnationale Unternehmen? Welche Konsequenzen hat die Globalisierung für ländliche Räume und wie kann auf regionaler Ebene mit neuen Herausforderungen umgegangen werden? Kann Globalisierung im Hinblick auf eine zukunftsfähige Regionalentwicklung reformiert werden und falls ja, wie? Welche Rolle kann die Geographie/können GeographInnen spielen, um alternativ-fortschrittliche Globalisierungsprozesse voranzubringen?

Der Masterstudiengang setzt an den Forschungsschwerpunkten der Geographie in Vechta an und bietet die Möglichkeit von zwei Vertiefungsrichtungen: „Wirtschafts- und Sozialgeographie“ und „Geo- und Agrarökologie“. Studierende besuchen zunächst gemeinsam Veranstaltungen zu ökologischen, ökonomischen und sozialen Wandlungsprozessen in ländlichen Räumen sowie zu As-

pekten der Globalisierung. Anschließend werden je nach Vertiefungsrichtung Schwerpunkte in der „Wirtschafts- und Sozialgeographie“ oder in der „Geo- und Agrarökologie“ gesetzt. Ergänzend werden Seminare zur Forschungs- und Berufspraxis angeboten. Das Studium beinhaltet im dritten Semester zudem die Möglichkeit zu einem Auslandsaufenthalt oder alternativ dazu die Belegung von Wahlmodulen in Vechta. Das Masterstudium führt zu dem berufsqualifizierenden Abschluss Master of Arts in Geographie (Vertiefungsrichtung Wirtschafts- und Sozialgeographie) oder Master of Science in Geographie (Vertiefungsrichtung Geo- und Agrarökologie). Die AbsolventInnen des Masterstudiengangs erlangen eine international anerkannte Qualifikation, die es ihnen ermöglicht, Theorien, Methoden und Kenntnisse der Geographie in Wissenschaft und Praxis anzuwenden.

Der Masterstudiengang befähigt die Studierenden zu beruflichen Tätigkeiten an Universitäten und Forschungseinrichtungen, in der öffentlichen Verwaltung sowie in privaten Unternehmen. Insbesondere sind folgende Themenfelder zu nennen: Raumplanung, Wirtschaftsförderung, Standortplanung, Sozial- und Marktforschung, Tourismus und Regionalmarketing, Umwelt- und Naturschutz, Consulting, Geo-Informationen, Immobilienwirtschaft, Entwicklungszusammenarbeit und internationale Organisationen, NGOs, Logistik, Verkehrsplanung und Mobilitätsmanagement, Medien- und Öffentlichkeitsarbeit.

*Welche Konsequenzen hat die Globalisierung für ländliche Räume?*

© Stephanie Hofschlaeger/PIXELIO.de

*Gülle im Überfluss - ein zwangsläufiges Problem der Nutztierhaltung?*

© tutto62/PIXELIO.de



#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Christine Tamásy  
Hochschule Vechta - Universität  
Institut für Strukturforschung und Planung in agrarischen Intensivgebieten (ISPA) -  
Abteilung „Vergleichende Strukturforschung“  
Tel. 04441|15-328  
Mail: ctamasy@ispa.uni-vechta.de

## Kompetenzentwicklung durch Regionales Lernen in ländlichen Räumen

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von **Martina Flath**

Bildung ist in der postindustriellen Gesellschaft der entscheidende Standortfaktor, denn Bildungsniveau und die damit im Zusammenhang stehenden Kompetenzen des Einzelnen beeinflussen das endogene Entwicklungspotential einer Region und deren Wertschöpfung entscheidend. Fachliche, methodische und soziale Kompetenzen spiegeln sich wider in der Fähigkeit zur Partizipation, in regionaler Vernetzung und Identifikation und im Verantwortungsbewusstsein in und für die regionale Sachverhalte und Entwicklungen. Wirtschaftliches Wachstum und nachhaltige Regionalentwicklung sind heute und in Zukunft ohne regionale Bildungsinvestitionen und Bildungsstrategien undenkbar. Ländliche Räume ermöglichen vielseitige inhaltliche und didaktisch-methodische Lernzugänge, sie bieten damit spezielle Potentiale für Lernprozesse, die im Fokus der Forschungsarbeit in der Abteilung „Lernen in ländlichen Räumen und Umweltbildung“ am ISPA stehen.

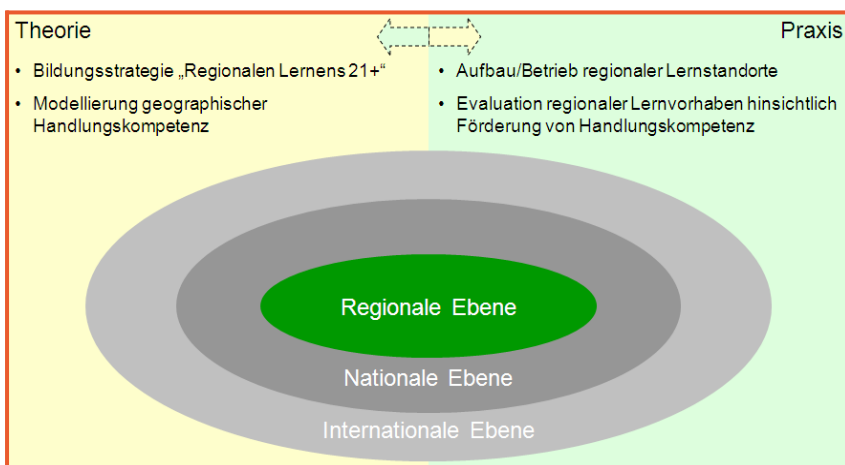
aber andererseits des Transfers auf die Region als Bezugsraum und außerschulischem Lernort bedürfen. Den fachlich-inhaltlichen Rahmen bildet das theoretische und methodologische Gebäude der Geographien ländlicher Räume und Geographiedidaktik. Für die Geographiedidaktik ist es insbesondere die geographiedidaktische Kompetenzforschung zur Ausbildung von Handlungskompetenz im Fach Geographie. Räumlicher Bezug der Forschungsarbeiten sind ländliche Räume, das heißt die oben genannten theoretische Ansätze werden an den Potentialen, Problemen und Besonderheiten ländlicher Räume gespiegelt, und zwar mit dem Ziel der Optimierung und Individualisierung von kompetenzorientiertem regionalem Lernen und der Entwicklung, Erprobung und Evaluierung von Bildungsangeboten in ländlichen Räumen. An der Schnittstelle Wirtschaft-Bildung-Umweltschutz werden gleichzeitig neue Einkommensquellen im ländlichen Raum erschlossen und damit Einkommensdiversifizierung ermöglicht. Fragen nach aktuellen und zukünftigen nachhaltigen Entwicklungen und Strukturen ländlicher Räume und deren pädagogischem Potenzial für Lehr- und Lernprozesse erscheinen in der fachdidaktischen Forschung weitestgehend unbeantwortet.

Die Forschungsarbeiten zum Regionalen Lernen in ländlichen Räumen zeichnen sich durch eine enge Verzahnung von Theorie und Praxis aus. (vgl. Abb.1)

Die von uns erarbeiteten Lernkonzepte, zum Beispiel das Konzept des Regionalen Lernens 21+ werden auf zwei eigenen Lernstandorten, die wir durch die Vereine RUBA (Regionale Umbildung Agrarwirtschaft) und AGRELA (Arbeitsgemeinschaft Regionales Lernen Agrarwirtschaft) gemeinsam mit Akteuren der Agrarwirtschaft vor Ort betreiben, sowie weiteren regionalen Lernorten praktisch überprüft sowie mit qualitativen und quantitativen Methoden evaluiert. Gleichzeitig wird die Bildungsarbeit in den beiden Vereinen über verschiedene Projekte fremd evaluiert. Empirische Erkenntnisse können somit unmittelbar in die Weiterentwicklung der Theorien zum Regionalen Lernen einfließen.

Abb. 1: Theorieentwicklung und Praxis des Regionalen Lernens in ländlichen Räumen

Quelle: ISPA Hochschule Vechta



Die empirische und angewandte Forschungsarbeit zum Regionalen Lernen in ländlichen Räumen lässt sich theoretisch folgendermaßen einordnen: Leitideen des Konzepts einer Bildung für nachhaltige Entwicklung (BMBF 2002, UNESCO 2003) und des Longlife Learning (Europäische Kommission 2000) stellen übergeordnete Ansätze dar, die durch ihren strategischen Charakter einerseits Leitlinien für die Entwicklung von Kompetenzen sind,



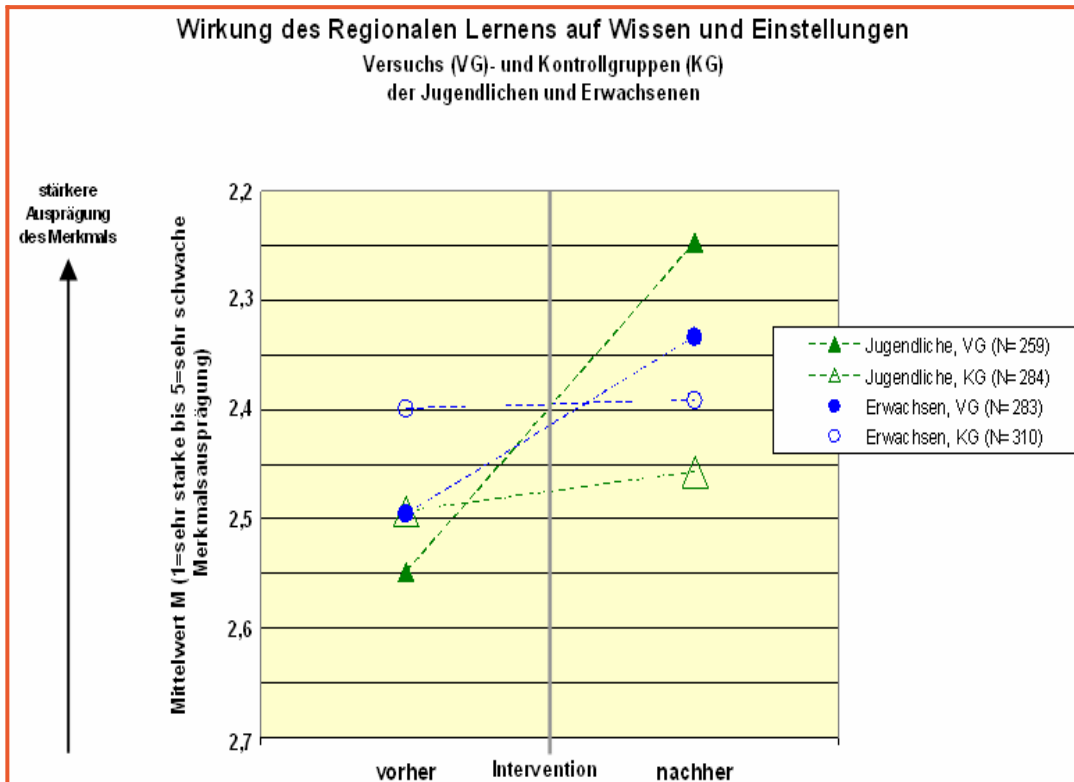


Abb. 2: Ergebnisse des Regionalen Lernens 21+

Quelle: ISPA Hochschule Vechta

So liefert zum Beispiel eine umfangreiche Evaluationsstudie zum Regionalen Lernen 21+ in fünf europäischen Ländern (Schockemöhle 2009) u. a. die folgende Erkenntnis: „Während die qualitativ erzeugten Ergebnisse der Originalbegegnung eine hohe Lernwirksamkeit bescheinigen und damit das konzeptionelle Rückgrat des Regionalen Lernens „21+“ stärken, weisen die quantitativen Daten darauf hin, dass das Lernen in realen, komplexen Situationen nur in Kombination mit handlungsorientierten Lernen effektiv im Sinne der Zielkategorien „Erwerb von Gestaltungskompetenz und regionaler Identität“ ist.

Demnach löst das „vor-Ort-sein“ an sich keine gewünschten positiven Effekte aus.“

Die Studie zeigt auch, dass die Wirkungen Regionalen Lernens auf die Entwicklung von Gestaltungskompetenz und regionaler Identität dann besonders groß sind, wenn relativ früh entsprechende Interventionen durch regionale Lehr- und Lernangebote erfolgen. (vgl. Abb. 2)

Auch in der Bildungsforschung sind Kooperationen und Netzwerke auf unterschiedlichen Ebenen heute nicht mehr wegzudenken. Dabei erscheint es uns besonders wichtig, sowohl universitäre Partner, Praxispartner aus

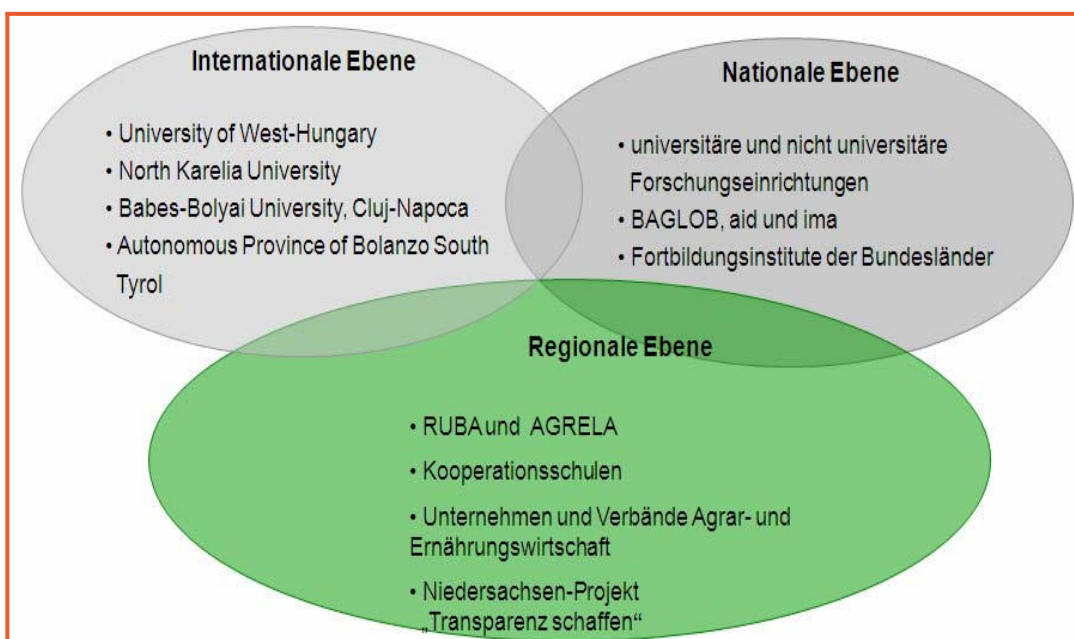


Abb. 3: Kooperationen und Netzwerke

Quelle: ISPA Hochschule Vechta

dem Bildungsbereich und der Agrarwirtschaft als auch Multiplikatoren in gemeinsamen Projekten zu vernetzen. Eine Auswahl der Partner in Wissenschaft, Bildung und Wirtschaft mit denen wir erfolgreich und langfristig zusammenarbeiten. (vgl. Abb. 3)

Die Forschungsarbeiten sollen basierend auf den Ergebnissen, die wir als Leadpartner im Interreg III C-Projekt ALICERA erarbeitet haben und des bis 2012 laufenden Projekt „Transparenz schaffen“ sowie durch ein DFG-Projekt zur Struktur und Entwicklung von Handlungskompetenz im Fach Geographie erfolgreich fortgesetzt werden.

Dabei setzen wir uns folgende Ziele, die in Abbildung 4 grafisch verdeutlicht werden:

Entwicklung, Erprobung und Evaluierung solcher didaktisch-methodischer Theorien zum Regionalen Lernen in ländlichen Räumen, die Handlungskompetenz entwickeln und Partizipation ermöglichen und die ent-



sprechend dem Konzept des Regionalen Lernens 21+ Kompetenzentwicklung durch situations- und problemorientiertes, Fächer übergreifendes und handlungsorientiertes Lernen befördern. Gleichzeitig muss es ein Ziel der wissenschaftlichen Arbeit sein, das Konzept des Regionalen Lernens 21+ als Faktor der Regionalentwicklung im Denken und Handeln regionaler Entscheidungsträger stärker zu verankern. Dabei setzen wir auf eine enge Vernetzung zwischen Schule sowie regionalen Bildungsträgern, Wirtschaft und Politik, diese gilt es zu festigen und weiter auszubauen. Unsere bisherigen empirischen Untersuchungen zeigen, dass insbesondere Netzwerke zwischen formalen und nonformalen Bildungsträgern große Potenziale haben, wenn diese gut organisiert sind und qualitativ gute Dienstleistungen im Bildungsbereich anbieten.

Zielgruppe unserer Untersuchungen sind im Sinne des Longlife Learning alle Altersgruppen, von Kindergartenkindern über Jugendliche bis zu Senioren, wobei der Schwerpunkt auch weiterhin das Schulalter und dort die Sekundarstufe I sein wird.

Unsere inhaltlich-thematischen Schwerpunkte werden auch zukünftig eng mit ländlichen Räumen verbunden sein, von der Agrar- und Ernährungswirtschaft bis zur Kulturlandschaft, vom Geographieunterricht über Fächer übergreifende und verbindende Lehr- und Lernangebote bis zur Berufsbildung, von wirtschaftlichen bis zu naturwissenschaftlich-technischen Inhalten im Regionalen Lernen. Ein wichtiges, bis recht brach liegendes For-

schungsfeld eröffnet sich für Regionales Lernen im Rahmen von Ganztagsbildung.

#### Literatur:

- BMBF-Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2002): *Bericht der Bundesregierung zur Bildung für eine nachhaltige Entwicklung*. Berlin.
- Europäische Kommission – Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2000). *Memorandum des lebenslangen Lernens*. Verfügbar unter: <http://www.bologna-berlin2003.de/pdf/MemorandumDe.pdf> (22.07.2008)
- Flath, M. (2004): *Bauernhöfe als regionale, außerschulische Lernstandorte*. In: *Geographie heute* 25, H. 219, S. 42-44
- Flath, M. (2007): *Der didaktisch-methodische Ansatz des „Rural Action Learning“*. In: *Institut für Struktur- und Planung in agrarischen Intensivgebieten (ISPA), Hochschule Vechta (Hrsg.): Regionales Lernen in ländlichen Räumen Europas*, S. 31-42.
- Schockemöhle, J. (2009): *Außerschulisches regionales Lernen als Bildungsstrategie für eine nachhaltige Entwicklung*. *Geographie-didaktische Forschungen, Band 44, Weingarten*.
- Unesco (Hrsg.) (2003): *Framework for the Decade of Education for Sustainable Development*. Paris. Verfügbar unter: <http://unesdoc.unesco.org/images/0013/00131163e.pdf> (24.03.2008)

Abb. 4: Ziele und Projekte

© ISPA Hochschule Vechta

#### KONTAKT

Prof. Dr. Martina Flath  
Hochschule Vechta - Universität  
Institut für Struktur- und Planung in agrarischen Intensivgebieten (ISPA) -  
Abteilung „Lernen in ländlichen Räumen und Umweltbildung“  
Tel. 04441|15-350  
Mail: [mflath@ispa.uni-vechta.de](mailto:mflath@ispa.uni-vechta.de)

## Ländliche Raumforschung heute - ein interdisziplinäres Forschungsfeld mit aktuellen Herausforderungen

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von **Ulrike Grabski-Kieron, Münster**

*Ländlicher Raum –*

*ein schwieriger Forschungsgegenstand*

Ländliche Räume in Deutschland und Europa: Man greift mitten hinein in ein Spannungsfeld zwischen Suburbanisierung und Peripherisierung, zwischen Entleerung und Siedlungswachstum, zwischen Verbrachung und Freiraumbeanspruchung für Siedlung, Gewerbe und Verkehr.

Ländliche Räume im globalen Kontext: Da rücken Themenkreise zwischen Agrobusiness und sich neu ausrichtenden Weltagrarmärkten einerseits wie auch Landflucht, Desertifikation und Hunger andererseits in den Vordergrund. Fragen zukünftiger Weltmarktordnung und Problemkreise sich verändernder agronomischer Grenzen durch biologisch-technische Fortschritte, aber auch durch den Klimawandel, prägen darüber hinaus die aktuellen Debatten.

Doch diese Polarisierungen verschleiern die Vielfalt ländlicher Raumentwicklung: Die modernen Informationsgesellschaften weisen den ländlichen Räumen eine ausgesprochene Multifunktionalität zu.

Ländliche Räume haben:

- Wohnfunktion für die landwirtschaftsgebundene und sonstige ländliche Bevölkerung,
- Wirtschafts- und Arbeitsplatzfunktion im landwirtschaftlichen genauso wie in außerlandwirtschaftlichen Wirtschaftssektoren,
- Produktionsfunktion hinsichtlich der Erzeugung land- und forstwirtschaftlicher und außerlandwirtschaftlicher Güter und Dienstleistungen,
- Lebensraumfunktion im Sinne des biotischen Biotop- und Naturschutzes,
- Ökoto- und Regelungsfunktion für den abiotischen Ressourcenschutz, zur Qualitätserhaltung von Grund- und Oberflächengewässern, für den Hochwasserschutz oder für die Verwertung von Abfallstoffen,
- Funktion für das landschaftsgebundene Erholungswesen und den Tourismus und nicht zuletzt eine
- Ressourcenbereitstellungsfunktion z. B. hinsichtlich der Gewinnung von Trinkwasser,

erneuerbaren Energien, nachwachsenden Rohstoffen oder von Steinen und Erden.

Bereits aus dieser Funktionsvielfalt bilden sich regionale Profile ländlicher Räume heraus. Sie werden durch die aktuellen Transformationsprozesse und Entwicklungsdynamiken akzentuiert: Je nach Lage im Netz von Entwicklungsachsen und Metropolen verändern sich die Dimensionen und Qualitäten räumlicher Verflechtungen zwischen Land und Stadt. Daraus entstehen neue Abhängigkeiten und neue Standortmuster für Siedlung, Gewerbe und Verkehr.

Eingepasst in das globalisierte Wirtschaftsgeschehen und in das sich erweiternde Europa, unterliegt ländlicher Struktur- und Funktionswandel veränderten Abhängigkeiten: Regionen, die aus ihren eigenen räumlichen Potentialen Impulse für neue tragfähige wirtschaftliche Eigenentwicklung auf der Basis von Gewerbe, Dienstleistungen und Innovation schöpfen, stehen solch gegenüber, die in eine Abwärtsspirale peripherer Entwicklung geraten.

Gleichzeitig beeinflusst der Struktur- und Funktionswandel in der Landwirtschaft selbst diese Entwicklungsdynamiken ländlicher Regionen. Mit zunehmender teilräumlicher Verflechtung und sich verändernder Marktorientierungen differenzieren sich regionale Betriebssysteme und Landnutzungsmuster aus. Gleichzeitig ist der Agrarsektor in das agrarstrukturpolitische Leitbild der Europäischen Union eingebettet: Nicht nur multifunktionale ländliche Räume sollen erhalten und entwickelt werden, vielmehr gilt es auch, dem Landwirtschaftssektor selbst im Sinne einer „multifunktionalen Landwirtschaft“ (s. Abb. 3) Optionen für unterschiedliche Strategien zur Anpassung an den Struktur- und Funktionswandel zu ermöglichen. Neben die Produktion von Nahrungsgütern gewinnen die Rohstoff- und Energieerzeugung, aber auch mannigfaltige Dienstleistungs- und ökologische Funktionen mehr und mehr an Bedeutung. Nicht zuletzt erfordern Klimawandel und die drängenden Fragen zukünftiger Energieversorgung neue Handlungsfelder. Gleichzeitig stecken sie Möglichkeiten und Grenzen für



*Ländlicher Raum -  
ein schwieriger  
Forschungsgegenstand*

© Irene Lehmann/PIXELIO.de

den Umgang mit den natürlichen Ressourcen und für die Freiraumnutzung ab. Dadurch verändern sich Agrarlandschaften und mit ihnen die ländlichen Räume.

Ländliche Gesellschaften verändern sich durch Zu- und Abwanderung, Überalterung und durch sich verändernde Sozialstrukturen. Mit gestiegener Mobilität und veränderten Erreichbarkeiten bemessen sich Gunst oder Ungunststandorte nicht mehr nur nach wirtschaftlichen oder politischen Rahmensetzungen, sondern vielmehr nach der Ausstattung mit Einrichtungen der Kultur-, Gesundheits- und Bildungsinfrastruktur. Regional differenzierte ländliche Entwicklung ist auch Ausdruck eines sich wandelnden Verständnisses und veränderter Wahrnehmung von Ländlichkeit: Während die traditionelle Assoziation von Ländlichkeit und Landwirtschaft mehr und mehr verblasst, bietet der Landhausstil im Immobilienkatalog für das Wohnen auf dem Lande neue Wohn- und Lebensqualitäten. Lifestyle- und Gartenmagazine vermitteln Bilder von ländlicher Ruhe, Freiheit und Romantik. Gleichzeitig vermischen sich ländliche und städtische Lebensstile. Sie bringen veränderte Soziokulturen mit neuen Formen des Zusammenlebens, der Kommunikation und des bürgerschaftlichen Engagements hervor. In der globalen Informationsgesellschaft sind ländliche Siedlungen nicht mehr länger allein „fest zementierte“ Wohn- und Arbeitsstandorte einer ganzen Generation, sondern häufig eher Standorte in einem ganzen Standortsystem multilokaler Haushalte. Lebens- und Arbeitswelten entfalten sich an unterschiedlichen Orten und werden dort temporär zusammengebunden.

Gleichzeitig verändern sich die Aneignungsmuster ländlicher Räume: Freiräume sind nicht nur Bestandteile agrarischer und forstwirtschaftlicher Nutzlandschaften, sondern gewinnen weiter an Freizeit- und Erlebnisfunktionen hinzu. In vielen Regionen ist das landschaftsgebundene Erholungswesen maßgeblicher Träger für ländlichen Tourismus und eröffnet Wege zur wirtschaftlichen Tragfähigkeit.

Schließlich unterliegt die Entwicklung der ländlichen Räume in Europa auch dem allgemeinen Wandel der Planungskultur: Ländliche Raumplanung ist Ausdruck der aktuellen, von privat-öffentlichen Governance-

Strukturen getragenen Planungskultur im europäischen Raum. Das Planungssystem „umschließt ein Aufgabenfeld, in dem zielvorgabende Programme, steuernde Strategien sowie unterschiedliche Planungs- und Förderinstrumente zusammenwirken“ (GRABSKI-KIERON 2007, siehe auch: MÄGEL, FRANKE 2008). Formal-rechtliche Instrumente der Raumordnung, Regional- und Kommunalplanung, der unterschiedlichen raum- und umweltrelevanten Fachplanungen und der Agrarstrukturentwicklung wirken mit partizipativen und akteursorientierten Entwicklungsansätzen informeller Regional- und Ortsentwicklung zusammen.

Angesichts von Multifunktionalität, Struktur- und Funktionswandel und Zunahme teilträumlicher Verflechtungen versagen heute noch mehr als früher jene traditionellen Denkmuster, die zwischen Urbanität und Ruralität „sauber“ unterscheiden (zusf. s. BEETZ, BRAUER, NEU 2005, GRABSKI-KIERON 2004). Mit Blick auf die sich kleinregional ausprägende ländliche Entwicklung im Zeichen des demographischen Wandels versagt selbst solch ein tradiert geographischer Begriff wie das Stadt-Land-Kontinuum, weil innerhalb von Regionen positive und negative Bevölkerungsbewegungen kleinteilig dicht nebeneinander liegen. Dem entspricht der Begriff der „perforierten Region“ schon eher (AKADEMIE FÜR RAUMFORSCHUNG UND LANDESPLANUNG Hrsg. 2008).

Was bleibt dann noch vom „Ländlichen“ als dem entscheidenden Gegenstand einer „ländlichen Raumforschung“ und welche Forschungsperspektiven ergeben sich? Diesen Fragen soll im Folgenden nachgegangen werden. Dazu gilt es, den Blick auf einige aktuelle Rahmenbedingungen und Problemkreise ländlicher Raumentwicklung in Deutschland und Europa zu lenken, aus denen ländliche Raumforschung ihre Aufträge bezieht und aus denen sich zukünftige Anforderungen und Perspektiven ableiten lassen.

#### *Aufgaben und Selbstverständnis ländlicher Raumforschung heute*

Ländliche Raumforschung ist von je her ein interdisziplinäres Forschungsgebiet gewesen, an dem stets v. a. Sozial-, Wirtschafts-, Umwelt- und Planungswissenschaften beteiligt waren (s. Abb. 1). Aus den aktuellen Trans-

formationsprozessen entstehen daher keine „Brüche“ in Forschungsansätzen und Denkrichtungen. Sie hat aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Blickrichtungen heraus solche Wandlungen stets analysiert und begleitet, Mechanismen und Hintergründe erklärt und ihre Erkenntnisse der Praxis zur Verfügung gestellt (zusf. s. GRABSKI-KIERON 2007, siehe auch BRÖCKLING, GRABSKI-KIERON, KRAJEWSKI 2004).

Dem Element des „Ländlichen“ nähern sich dabei angewandte und Grundlagenwissenschaften je nach Forschungsinteresse auf unterschiedlichen Wegen und mit unterschiedlichen Kriterien: Deskriptivphysiognomische, soziokulturelle, siedlungsgeographische-wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Definitionsansätze hatten – eingebettet in die Wissenschaftsgeschichte - früher größere Bedeutung (zusf. siehe GRABSKI-KIERON 2007). In der Praxis kommt heute besonders Ansätzen zur strukturell- und funktional-analytischen Typisierung ländlicher Räume eine große Bedeutung zu: Neuere Definitionsansätze versuchen diese strukturellen und funktionalen Kriterien zu verbinden, um so die Wirklichkeit dieser Raumstrukturen unter Berücksichtigung von räumlichen Verflechtungen, Zentralitätsbeziehungen und sozioökonomischen Merkmalen besser abzubilden. (SCHÜRT, SPANGENBERG, PÜTZ 2005).

„Ländlichkeit“ als „Markenzeichen“ ländlicher Raumforschung ist jedoch nicht nur eine Frage räumlicher Abgrenzung und Typisierung des Forschungsgegenstandes. „Ländlichkeit“ liegt auch in den Besonderheiten von Freiraum-, Siedlungs-, Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur begründet: Gegenüber der urbanen Freiraumsituation zeichnet sich die Freiraumstruktur in ländlichen Räumen unabhängig von regionalen Unterschieden durch einen größeren Flächenanteil aus, der land- und forstwirtschaftlich genutzt oder zumindest geprägt ist. Aus der über Jahrhunderte überkommenen und nach den Maßgaben der jeweiligen Gesellschaft veränderten Gliederung der Feldfluren mit natürlichen und anthropogenen Landschaftselementen wie Wäldern, Hecken, Wegen oder Hofanlagen entstehen regionale Eigenarten der Kulturlandschaften. Gleichzeitig sind an sie spezifische Ökosysteme und Biotopqualitäten geknüpft. Ländliche

Räume weisen gegenüber den verdichteten städtischen Räumen eher dispersere Siedlungsstrukturen auf. Mit regional spezifischen Ortstypen, Lagemomenten, Grundriss- und Bautypen tragen

sie zu regionalen Unverwechselbarkeiten bei. In der ländlichen Wirtschaftsstruktur ist der land- und forstwirtschaftliche Sektor je nach Region immer noch ein maßgeblicher Einkommens- und Arbeitsmarktsektor. Im Kontext nationaler und europäischer Wirtschaftsentwicklung wird jedoch immer entscheidender, dass ländliche Räume darüber hinaus einen vergleichsweise hohen Anteil klein- und mittelständischer Unternehmen im Dienstleistungs-, Entwicklungs- und Produktionsbereich aufweisen. Diese KMUs haben sich vielerorts gerade in den letzten Jahren als solche Unternehmen erwiesen, die flexibler auf geänderte Marktanforderungen reagierten und sich in Krisensituationen als stabiler darstellten. Für die Entwicklung ländlicher Räume erweist sich auch mehr die Tatsache als Vorteil, dass vielen land- und nichtlandwirtschaftlichen Unternehmen nicht selten eine starke Bindung an Standort und Region eigen ist. Damit treten sie heute als wichtige Akteure in der Regionalentwicklung auf und bestimmen die lokale, mehr noch jedoch die regionale Entwicklung mit (zusf. s.: GRABSKI-KIERON 2008).

In der ländlichen Gesellschaft verschmilzt heute die traditionelle Verfassung menschlicher Gemeinschaften um die zentralen Punkte „Dorf, Hof und Familie“ zunehmend mit Lebensstilen, Verhaltensweisen und Wahrnehmungen der globalen Welt. Der demographische Wandel verändert die gegebenen Sozialstrukturen. Die gesellschaftliche Transformation bringt veränderte Kommunikations- und Verhaltensmuster hervor. Dabei werden jedoch rurale Gesellschaften nicht sofort „urbane Gesellschaften“ (BEETZ, BRAUER, NEU 2005). In den Prozessen der Übernahme und Vermischung liegen vielmehr Eigenarten ländlicher Gesellschaften begrün-

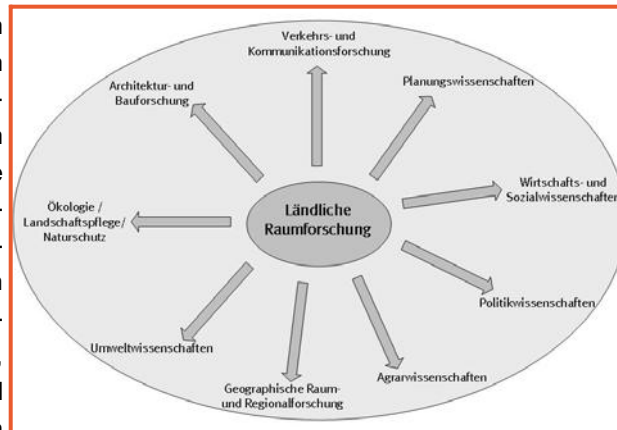


Abb. 1: Ländliche Raumforschung als interdisziplinäres Forschungsfeld

Quelle: Grabski-Kieron 2009

det, die nach eigenen Forschungszugängen verlangen (HENKEL 2004).

Es gilt, die Besonderheiten all dieser Transformationsprozesse in den Fokus zu nehmen, denn durch die Annäherung, ja vielleicht Überlagerung und Verschmelzung von Ruralität und Urbanität entsteht nicht einfach eine neue Urbanität. Auf der Basis der tradierten Raumstrukturen und Funktionen bewirkt das eigene Zusammenwirken von Persistenzen, Adaptionen, Transformationen in unterschiedlichen Zeitspannen, aber auch Nivellierungen und Lösungen, dass neue Formen von Ländlichkeit entstehen. Es ist vornehmliches Forschungsthema moderner ländlicher Raumforschung, diese aufzuspüren, die dahinter stehenden Prozesse, Abhängigkeiten und Wechselwirkungen zu erfassen und zu erklären. Daraus müssen Hinweise für zukünftige Strategien der Raumnutzung und deren Steuerung abgeleitet und diese den Entscheidungsträgern und der Politik bereitgestellt werden.

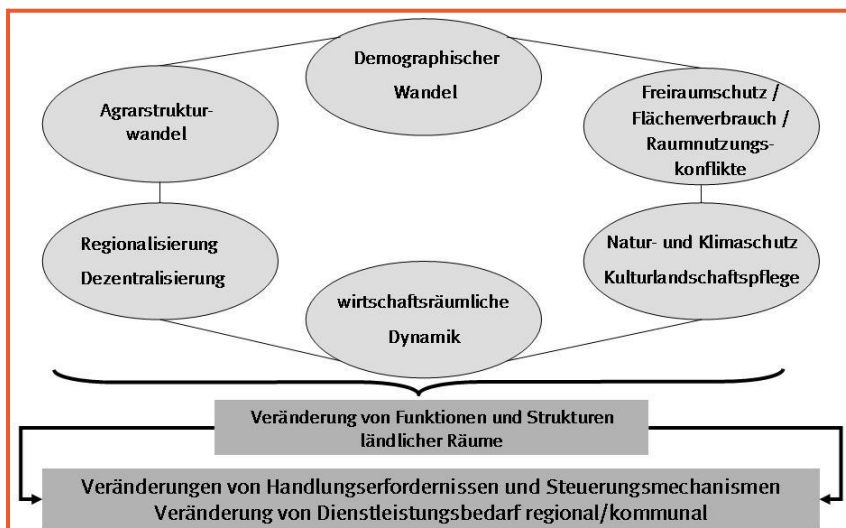


Abb. 2: Probleme, Handlungsfelder und Herausforderungen für ländliche Räume mit Ballungsraumbeziehungen

Quelle: Grabski-Kieron 2009

Ländliche Raumforschung ist heute im hohen Maße Prozessforschung. Ihre Forschungsfelder resultieren aus den aktuellen Einflussfaktoren und Problemkreisen ländlicher Raumentwicklung (s. Abb. 2). Dazu zählen

- der Agrarstrukturwandel,
- die wirtschaftsräumliche Dynamik im regionalen wie auch globalen Kontext,
- der demographische Wandel und Wandlungsprozesse der ländlichen Gesellschaft,
- Flächenverbrauch und Raumnutzungskonflikte,
- der Natur-, Ressourcen- und Klimaschutz und die Kulturlandschaftspflege sowie

- die Regionalisierung und Dezentralisierung als Ausdrucksformen aktueller Planungskultur.

Doch nicht nur diese sich räumlich, wirtschaftlich und gesellschaftlich manifestierenden Transformationsprozesse bestimmen die Ausrichtung ländlicher Raumforschung heute. Sie ist im hohen Maße angewandte Forschung, weil sich mit dem anhaltenden Struktur- und Funktionswandel auch ein anderer Handlungsdruck wächst, das sektor- und ressortübergreifendes Politikfeld zur Entwicklung ländlicher Räume weiterzuentwickeln. Unter den in diesem Politikfeld wirkenden Einflussfaktoren, die unter angewandt-wissenschaftlichen Gesichtspunkten Rückwirkungen auf Forschungsausrichtungen und -themen haben, stehen v. a. die Erweiterung der EU, der Zwang zu effizientem Mitteleinsatz, Governance- und Integrationsansprüche in der aktuellen Planungskultur und nicht zuletzt sich abzeichnende neue Handlungserfordernisse globalen Klimaschutzes und nachhaltiger Energieversorgung.

#### *Perspektiven und Themenkreise ländlicher Raumforschung heute*

Perspektiven der ländlichen Raumforschung ergeben sich demnach in der Hinwendung zu den im Folgenden skizzierten Themenkreisen:

- Ressourcennutzung und Schutzanliegen in den land- und forstwirtschaftlich genutzten oder geprägten Freiräumen,
- neuen agrarökonomischen Orientierungen, mit denen, anknüpfend an die veränderten Landwirtschaftskonzepte in der Europäischen Union, die Land- und Forstwirtschaft nicht mehr allein als primärer Wirtschaftssektor, sondern als gestaltender Akteur im ländlichen Raum und in der ländlichen Kulturlandschaft begriffen wird;
- den spezifischen Mensch-Umwelt-Beziehungen in ländlichen Lebens- und Arbeitswelten,
- zur ländlichen Siedlungsforschung, die die aktuellen Transformationsprozesse im ländlichen Siedlungswesen analysiert, begleitet, prognostiziert und bewertet und in der
- Orientierung an der ländlichen Raumplanung, die nicht nur die Raumordnung, sondern auch agrarstrukturelle und umweltpla-

nerische Steuerungsmechanismen in der ländlichen Raumentwicklung einschließt. Im Folgenden sollen diese Themenfelder schlaglichtartig beleuchtet werden.

#### *Landbewirtschaftung und Flächennutzung zwischen Schutzanliegen und Ressourcenbedarf*

Konflikte zwischen agrarischer Landnutzung einerseits und Natur- und Umweltschutz andererseits sind immanente Phänomene ländlicher Raumentwicklung. Die Aufgaben, durch Grundlagenforschung Beiträge zu Strategien zur Konfliktlösung oder -minderung, ja mehr noch, zur Entwicklung synergetischer Beziehungen zu leisten, hat v. a. die naturwissenschaftlichen Teildisziplinen im Forschungsfeld ländlicher Raumforschung seit jeher befruchtet. Wissenschaftliche Erkenntnisfortschritte einerseits, neue Anforderungen im Zuge der Ausgestaltung rechtlicher Rahmenbedingungen des Umwelt- und Naturschutzes und nicht zuletzt technische sowie biologisch-chemische Fortschritte im Agrarsektor sind bis heute treibende Kräfte des Erkenntnisprozesses und Wissenstransfers. Spätestens mit dem Etablieren des Nachhaltigkeits-Leitbildes Anfang der Neunziger Jahre und mit dem Paradigmenwechsel im Selbstverständnis des Naturschutzes wurde landnutzungsbezogene Konfliktforschung mehr und mehr auch Thema sozial-, raum- und wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsdisziplinen.

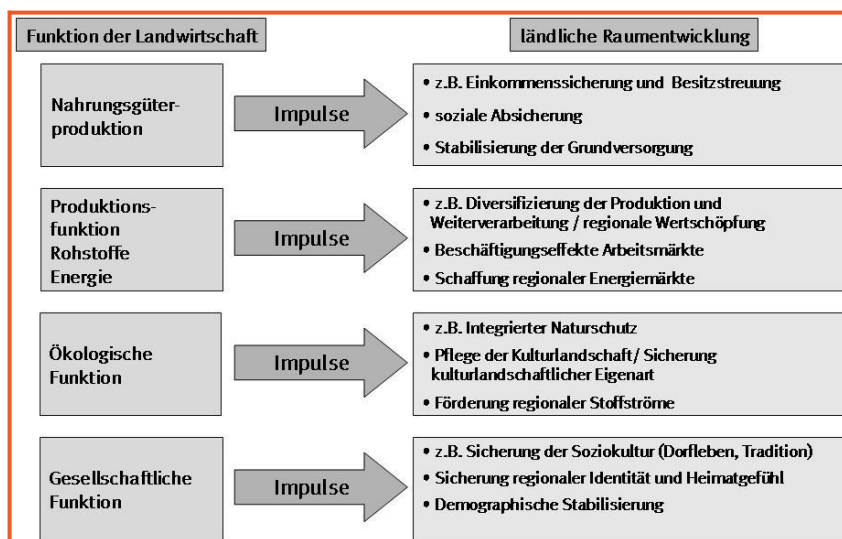
Aktuelle Landnutzungskonflikte sind vor diesem Hintergrund nichts grundsätzlich Neues. Neu sind vielmehr die Dimensionen, in den sich Konflikte auf unterschiedlichen Maßstabsebenen entfalten. Dazu tragen die zunehmende Überlagerung von unterschiedlichen Nutzungsanliegen, die Transformationen des Agrarsektors selbst, demographische Prozesse, politische Leitbilder und rechtliche Rahmensetzungen, nicht zuletzt jedoch auch der Gefährdungsgrad der natürlichen Ressourcen bei. Klimawandel und aktuelle Anforderungen zur Erhaltung der Biodiversität lösen zusätzliche, bisher nicht wahrgenommene Fragen aus. Es gilt insbesondere, Wege zur Anpassung zukünftiger Landnutzung, aber auch von Siedlungs- und Bauentwicklung an die sich verändernden Umweltbedingungen zu finden und geeignete Strategien für den Biotop-, Boden- und Was-

serschutz zu erarbeiten. Es ist Zukunfts- und Querschnittsfrage zugleich, wie nachhaltige Landnutzungs-, ja Landmanagementsysteme in regionalen, nationalen und internationalen Gebietskontexten aufgebaut und realisiert werden können. Hier liegen neue Anforderungen an ökologische Modellierungen und Szenarioentwicklungen begründet. Gleichzeitig muss die Adaptionfähigkeit bestehender Steuerungsinstrumente im Rahmen des „rural governance“ überprüft und bestehende Handlungsansätze und Instrumente weiterentwickelt werden. Dies ist Aufgabe planungswissenschaftlicher Evaluierungsforschung.

Weitere Impulse gehen von dem aktuellen Agrarstruktur- und Funktionswandel in Europa aus. Er vollzieht sich nicht nur unter der Prämisse der Multifunktionalität ländlicher Räume, sondern auch unter dem Leitbild einer multifunktionalen Landwirtschaft (s. Abb. 3). Indem die Landwirtschaft nicht mehr allein als Produzent von Nahrungsgütern betrachtet wird, sondern andere Produktionsfunktionen, z. B. für Energie oder nachwachsende Rohstoffe, übernimmt, wird sie einmal mehr Akteur im ländlichen Raum; dies umso mehr weil darüber hinaus ihre ökologischen und gesellschaftlichen Funktionen in den Vordergrund rücken. Gleichzeitig verändern sich die Akzente ländlicher Entwicklungen und mit ihnen die forschungsrelevanten Fragenkreise.

Abb. 3: Multifunktionalität der Landwirtschaft

Quelle: Grabski-Kieron 2002



Die neuen Orientierungen des Landwirtschaftssektors, die aktuell z. B. in der Hinwendung zur Land- und Forstwirtschaft als Akteur in der Energieversorgung ihren Ausdruck finden, verändern regionale Nutzungs-

muster, sozioökonomische Standortgefüge und ländliche Infrastrukturen. Sie führen dazu, dass Gunst- und Ungunststandorte, regionale Wertschöpfungsketten und regionale Entwicklungspfade neu bewertet werden. Hier stehen wir erst am Anfang, die ökologischen und sozioökonomischen Folgewirkungen zu erfassen und langfristige Wirkungszusammenhänge zu erkennen. Dazu werden neue Fragenkreise einer Implementierungs- und Netzwerkforschung dadurch eröffnet, dass Wirtschaftskonzepte mit Betonung wirtschaftsregionaler Verflechtungen und Synergien, wie sie z. B. im Agrobusiness oder mit der Etablierung von Wirtschaftsklustern unter Einschluss der Land- und Forstwirtschaft in vielen Regionen heute verfolgt werden, an Bedeutung gewinnen (s. Abb. 4).



Abb. 4: Unterstützende Aspekte der Wertschöpfungskette im Agrobusiness  
Quelle: Clanzett, T. 2009

Quelle: Grabski-Kieron 2009

Multifunktionalität der Landwirtschaft darf jedoch nicht vergessen lassen, dass die europäische Landwirtschaft in die Transformationen des Weltagrarmarktes eingebunden ist. Als Wirtschaftssektor der Industrieländer Europas wird sie damit auch von den sich verändernden Beziehungen zwischen Industrie-,

Schwellen- und Entwicklungsländern betroffen. Diese Einbindung in den globalen Kontext bezieht sich jedoch nicht nur auf die sich wandelnden Konkurrenzbeziehungen, sondern muss auch die Welternährungslage und Hungerproblematik in der Welt berücksichtigen. Aktuelle Diskussionsstränge beziehen sich zum Beispiel auf die wachsende Wohlstandsentwicklung in den Schwellenländern, auf die Verbesserungen der landwirtschaftlichen Ursysteme in den Entwicklungsländern („Grüne Revolution“), auf die weltweite Flächenverknappung für die Nahrungsgüterproduktion, aber auch auf die Intensivierung und die steigende Flächenproduktivität bei gleichzeitigem Preisverfall auf den Agrarmärkten. Vielfältige Forschungsperspektiven ländlicher Raumforschung, die zum Beispiel für die Entwicklungszusammenarbeit relevant sind, sind damit verbunden. Viele der skizzierten Themenkreise setzen neue Akzente für interdisziplinäre Forschung. Die besonde-

re aktuelle Herausforderung liegt darin, die „sozio-ökonomischen und ökologischen Subsysteme des Systems ländlicher Raum“ stärker als bisher im Forschungsprozess einer integrativen Sichtweise zu unterziehen, ohne dabei die Blickschärfe fachdisziplinärer Analyse und Bewertung zu verlassen. Ländliche Raumforschung unterliegt in diesem Sinne dem Anspruch, integrative Forschung zu sein. Sie arbeitet in unterschiedlichen Raumdimensionen, mit einem breiten Spektrum quantitativer und qualitativer Methoden und - mit Blick auf die Akteure im ländlichen Raum - in wachsenden humanökologischen und sozialwissenschaftlichen Bezugfeldern. Gleichzeitig wächst die Bedeutung der Implementierungsforschung, weil es in der Zukunft mehr als heute darum gehen muss, Erkenntnisfortschritte möglichst rasch und zielgerecht in die Governance-Prozesse ländlicher Raumentwicklung einzubringen und sie dort im praktischen (Planungs-)Handeln umzusetzen.

#### *Mensch-Umweltbeziehungen in ländlichen Lebens- und Arbeitswelten*

Für die Entwicklung und Ausgestaltung des Forschungsfeldes der ländlichen Raumforschung spielten seit jeher die Forschungsfelder der ländlichen Sozialforschung und Rural Sociology (ländliche Soziologie) (zusf. s. LASCHEWSKI 2005, VONDERACH 2005, HENKEL 2004) eine maßgebliche Rolle. Es würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen, wollte man alle tradierten Forschungsfelder dieser Teildisziplinen auf ihre Zukunftsrelevanz überprüfen. Entscheidend ist vielmehr, dass Zukunftsperspektiven einer sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit ländlichen Räumen heute besonders im demographischen Wandel und seinen räumlichen wie gesellschaftlichen Folgewirkungen liegen. Mit Blick auf die europäischen ländlichen Räume erhalten heute zwei Facetten des demographischen Wandels besonderes Gewicht: Neben der Migration in ihren unterschiedlichen Ausprägungen, betrifft dies die Verschiebung von Alters- und Sozialstrukturen mit ihren Folgen für die ländlichen Gemeinschaften (s. STERNBERG 2010). Die Diskurse dazu werden von verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen befruchtet. In der ländlichen Raumforschung kommt es darauf an, diese sozioökonomischen Prozesse mit



raumstrukturellen und -funktionalen Transformationen in Bereichen der Daseinsvorsorge-, des Dienstleistungswesens und der Infrastrukturversorgung in Verbindung zu bringen. Mehr noch: Notwendigkeiten und Wege der Steuerung müssen aufgezeigt und herausgearbeitet werden. Jenseits der Strategieplanung auf den höheren Ebenen sind planungswissenschaftliche Disziplinen und mit ihnen Städtebau und Architektur angesprochen, an entsprechenden Konzepten mitzuarbeiten. Die Bewältigung der erforderlichen Anpassungsprozesse in der Infrastruktur- und Ausstattungsplanung, in Baustruktur und schließlich in Architektur und Objektplanung stellen sich dabei ebenfalls als interdisziplinäre Aufgabe dar. Voraussetzungen dafür sind Grundlagenuntersuchungen, die mit Blick auf die besonderen Problemlagen ländlicher Räume Analysedaten herausstellen und die regionalen und lokalen Besonderheiten räumlicher Entwicklung im Kontext planungssoziologischer Sachverhalte aufdecken. Sie sind damit Basis für planerische Entscheidungen in der Zukunft.

Darüber hinaus werden in Anbetracht der bereits skizzierten rural-urban transformierten Soziokulturen und Wahrnehmungsmustern ländlicher Räume Forschungsfragen der Lebensstil- und Wahrnehmungsforschung ihre Bedeutung behalten. Zu Recht weisen HEINRICHSMEYER und HENKEL (2005) darauf hin, dass trotz aller Dynamik doch „dörfliche Lebensstile erhalten bleiben oder sich verändern in Anlehnung an ältere Muster“. Ländliche Raumforschung steht auch zukünftig vor der Aufgabe, diese Anpassungsprozesse in Zusammenhang mit jenen Phänomenen in Verbindung zu setzen, die sich heute als maßgebliche Einflussfaktoren einer regionalen Profilierung und Entwicklung herausstellen. Hier soll die Inwertsetzung gerade der „weichen“ Standortfaktoren, die mit „Sozialem Kapital und Wissen“ umschrieben werden, beispielhaft hervorgehoben werden. Dazu zählt zuallererst die Konstellation und Mentalität der regionalen Akteure. Ihre Identifikation mit der Region, ihr Know-how und ihre Bereitschaft zur Kooperation, mithin das „regionale Milieu“ erweisen sich auch als maßgeblich dafür, in welchem Maße Stärken einer Region zum Tragen kommen und sich Perspektiven für wirtschaftliche Entwicklung ergeben.

Im Zeichen von Governance gilt Kooperationsbereitschaft als wichtiger Schrittmacher hin zu wirtschaftlicher Stärke, nicht zuletzt weil mit ihr die zwei Schlüsselfaktoren für wirtschaftliches Wachstum „Wissen und Innovationsfähigkeit“ aufgeschlossen werden können.

Wissen braucht Input von außen, aber auch Zugänge in der Region durch passende Bildungsinfrastrukturen. Wissen beginnt bei der Kenntnis der eigenen Potentiale. Wissen braucht Transferleistungen, am besten in regionalspezifischen „Wissens- und Innovationsketten“, in denen alle Glieder von Aus- und Weiterbildung, über die Integration in Produktion, Weiterverarbeitung und Vermarktung bzw. Nutzung ineinandergreifen. Wissen ist damit Schritt hin zu Synergien in der Regionalentwicklung, zur regionalen Wertschöpfung und zu einem attraktiven regionalen Milieu. Darin erst entfaltet sich ein günstiges Klima für Innovationen, für das Existenzgründungsgeschehen genauso wie für qualitätsvolle Wohn- und Arbeitsumfelder (COOKE, PICCALUGA (2006), KOSCHATZKY (2003). Regionale Kooperationsbereitschaft, Wissen und Innovationsfähigkeit liegen also eng beieinander. Doch Wissen und Innovationsfähigkeit in ländlichen Räumen trifft auf andere gesellschaftliche und infrastrukturelle Rahmenbedingungen als in den Städten. Es muss vornehmliches Ziel ländlicher Raumforschung sein, diese Unterschiede herauszuarbeiten. Für die Zukunft wird es im Zeichen der aktuellen Leitbilder der Raumordnung BUNDESMINISTERIUM FÜR VERKEHR, BAU UND STADTENTWICKLUNG Hrsg. 2006) auch wesentlich sein, Strategien für die Entfaltung günstiger regionaler Milieus in regionalen Verantwortungsgemeinschaften der Metropolregionen und für öffentlich-private Entwicklungspartnerschaften in den übrigen ländlichen Räumen zu entwerfen. Ländliche Raumforschung ist prädestiniert, dafür Grundlagen wie auch regionalwissenschaftliche Expertise bereitzustellen.

#### *Bleibende Aktualität*

##### *ländlicher Siedlungsforschung*

Der ländliche Struktur- und Funktionswandel findet nicht nur in den Nutzungsmustern der Freiräume, sondern auch im ländlichen Siedlungswesen seinen Niederschlag. Vor dem

Hintergrund der gesamtäumlichen Entwicklung in Deutschland und Europa werden sich ländliche Raumtypen weiter ausdifferenzieren. Davon wird auch das ländliche Siedlungswesen nicht unberührt bleiben. Weitere Einflüsse gehen bereits heute vom demographischen Wandel aus. Die Sicherung der Daseinsvorsorge in allen Teilräumen wird eine der Zukunftsaufgaben der Raumordnung sein. Bei veränderten Versorgungsbedarfen müssen Optionen gefunden werden, mit denen sowohl das zentralörtliche System als auch die zentralörtliche Ausstattung von mittel- und unterzentralen Orten angepasst werden können.

Dabei sind heute viele ländliche Gemeinden und Dörfer bereits von einer sich verschärfenden Leerstandsproblematik betroffen. Sie betrifft nicht nur die landwirtschaftliche Bausubstanz, die im Zuge des Agrarstrukturwandels ihre originäre Nutzungsfunktion verliert, sondern auch die gemeindlichen Innenbereiche, wo mit zunehmender Tendenz Geschäfts- und Wohnhäuser leer stehen (zusf. siehe AGRARSOZIALE GESELLSCHAFT 2009). Diese Leerstandsproblematik ist städtebauliches und sozioökonomisches Problem zugleich (s. auch KÖTTER 2009, SCHMIED, HENKEL 2007; Abb. 5). Dabei besitzt die Entwertung der Innenbereiche nicht nur eine lokale Dimension, weil stets auch Ausstrahlungseffekte in die Region damit einhergehen. Diese Tendenzen werden sich mit Zunahme des regionalen Wettbewerbes in der Zukunft eher noch verstärken.

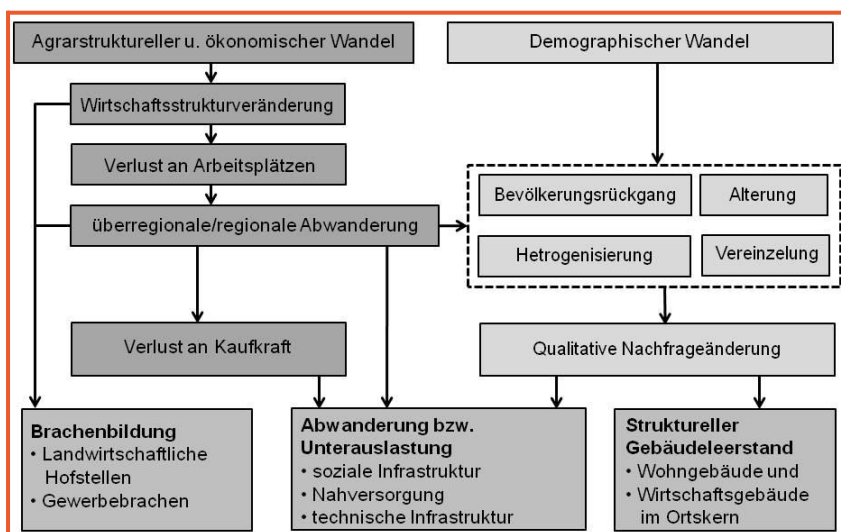
lichen Einzelgebäuden festmacht. Diese Entwicklung ist nicht nur für den Einzelbetrieb mit tiefgreifenden sozioökonomischen Veränderungen verbunden. Auch für die ländlichen Kommunen und Regionen ergeben sich daraus Herausforderungen, etwa hinsichtlich des Wirtschaftsgeschehens und der regionalen Arbeitsmärkte. Leerstand und Umnutzung landwirtschaftlicher Gebäude gehen somit viele Akteure im ländlichen Raum etwas an. Dabei rückt immer mehr die Frage in den Vordergrund, ob und wie Umnutzung auch einen Beitrag zur Entwicklung ländlicher Kommunen und Regionen leisten kann. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn Gebäude so umgewandelt werden, dass neue sozioökonomische, städtebauliche oder kulturlandschaftliche Impulse für die ländliche Entwicklung entstehen. Um diese Entwicklungschancen auf breiter Basis nutzen zu können, braucht Umnutzung Unterstützung. Nicht reines Handeln unter Problemdruck ist gefragt, sondern intelligente Strategien und kreative Konzepte, die in die ländliche Entwicklung eingebunden werden (s. GRABSKI-KIERON, ARENS 2004).

Die aktuellen Transformationsprozesse, denen das ländliche Siedlungswesen unterliegt, bergen im Hinblick auf ihre Maßstäblichkeit, Schnelligkeit und Qualität die Gefahr, dass regionale Eigenarten der ländlichen Kulturlandschaften und ihrer Siedlungskörper mehr und mehr verloren gehen oder nicht mehr wahrgenommen werden. Gerade in den ländlichen Räumen sind differenzierte, neue Gestaltungsleitbilder sowie Instrumente und Verfahren zu deren Umsetzung erforderlich, damit die Identität des jeweiligen Ortes und der jeweiligen Region erkannt wird. Besonders notwendig sind auch Handlungsansätze, mit denen das Bewusstsein der örtlichen Akteure für Fragen der Baukultur und Gestaltqualität geschärft werden kann, damit auch „in den Köpfen“ die Authentizität des Ländlichen ihre Bedeutung behält.

Fasst man die aufgezeigten Tendenzen zusammen, wird ländliche Siedlungsforschung gerade in ihrem angewandten und planungswissenschaftlichen Bezugsrahmen ihre Bedeutung behalten. Dabei wird es darauf ankommen, die lokale, ja objektbezogene Betrachtungsebene stärker als bisher mit Fragen einer regionalen Dimension zu verknüp-

Abb. 5: Problemkreis Dorfentwicklung

Quelle: Kötter 2009



Ähnliches gilt auch für die Leerstands- und Umnutzungsproblematik, die sich an Hoflagen, Gebäudeensembles und landwirtschaft-

fen. Struktur- und Prozessanalysen können als Grundlage dienen, um problemangepassten Planungskonzepte inhaltlich und methodisch weiterzuentwickeln und um innovative Beiträge zur Siedlungs- und Dorfentwicklung wie auch zur Baukultur zu erarbeiten. Darin liegen die Herausforderungen der Zukunft.

*Beiträge planungswissenschaftlicher ländlicher Raumforschung*

Die vorangegangenen Ausführungen haben deutlich gemacht, in welchem Maße und mit welcher Vielfalt die skizzierten inhaltlichen Problemfelder mit Governance-Fragen ländlicher Raumentwicklung verwoben sind. Impulse werden auch zukünftig sowohl von den Konzepten und Leitbildern der Raumordnung, als auch von dem Einsatz der im Mehrebenensystem der ländlichen Raumplanung zur Verfügung stehenden Instrumente und der Akteursmitwirkung ausgehen (s. Abb. 6).

Für die planungswissenschaftliche Forschung lassen sich dabei für die Zukunft drei maßgebliche Aufgabenfelder erkennen: Ein zentrales Anliegen wird darin bestehen müssen, einen Beitrag zu leisten, um die im System innewohnenden Schnittstellenprobleme zwischen agrarstrukturpolitischen Instrumenten einerseits und ressortspezifischen bzw. raumordnerischen Maßnahmen andererseits auf verschiedenen Planungsebenen optimaler auszugestalten (zusf. siehe GRABSKI-KIERON 2007).

Das ist wichtig, damit Planungsträger und planbeteiligte Einrichtungen ihre Handlungsansätze im Sinne integrierter, das heißt Synergien suchender und aufgreifender Raumentwicklung, besser zusammenführen können. Szenarien, Prognosen, Wirkungsabschätzungen und Strategieentwicklungen werden auch in der Zukunft dafür für ihre Bedeutung behalten.

Eine weitere Zukunftsaufgabe knüpft an den sich verändernden Vorzeichen ländlicher Entwicklung an: Der Bedarf lässt sich erkennen, Steuerungsmethoden der Governance-

Konzepte auf regionaler oder lokaler Maßstabsebene weiterzuentwickeln. Prozess- und Institutionenforschung muss hier ansetzen, die geeigneten Mechanismen neuer regionaler Kooperationen zu untersuchen und in Steuerungskonzepten zu operationalisieren. Dies ist umso wichtiger, weil ein Übertragen etablierter Mitwirkungsprozesse aus dem bisherigen Regionalmanagement angesichts der neuen Regionszuschnitte an ihre Grenzen stößt und zumindest fraglich ist. Modellvorhaben und Pilotprojekte bleiben auch in der Zukunft unerlässlich, um regionalisierte Entwicklungskonzepte zu optimieren.

Nicht zuletzt bleibt auch zukünftig Forschungsbedarf bestehen, Evaluierungs- und Monitoringsysteme in der laufenden Raumbewachung weiterzuentwickeln und deren Ergebnisse in die Politikberatung einzubringen. Im zusammenwachsenden Europa wird jedoch darüber hinaus der Bedarf an vergleiche-

Abb. 6: Das Planungssystem der ländlichen Raumplanung

Quelle: Grabski-Kieron 2006

Das Planungs- und Förderinstrumentarium der ländlichen Raumplanung in Deutschland						
	Formal-rechtliche Programme, Pläne und Instrumente			Programme, Konzepte und Prozesse u. a. mit Betonung informeller Regional- und Kommunalentwicklung		
	Raumordnung / Strukturpolitik	Agrarstrukturpolitik	Sonstige Fachpolitiken	Raumordnung / Strukturpolitik	Agrarstrukturpolitik	Sonstige Fachpolitiken
<b>Europäische Union</b>	Regionale Strukturpolitik und Strukturförderung	Europäischer Landwirtschaftsfond (ELER) / Verordnung zur Entwicklung ländlicher Räume	Umweltrelevante Richtlinien und Verordnungen z. B. EU-Wasserrahmenrichtlinie (EU-WFRRL)	Europäisches Raumentwicklungskonzept (EUREK), Territoriale Agenda	Gemeinschaftsinitiative LEADER+ / ELER-Verordnung – Schwerpunktachse 4	z. B. EU-WRRL: Flusseinzugsgebietsmanagement mit Projekt-/Akteurorientierung
<b>Bund</b>	Bundesraumordnungsgesetz (ROG); Gemeinschaftsinitiative zur Förderung der regionalen Wirtschaftsstruktur (GRW)	Gemeinschaftsaufgabe zur Verbesserung der Agrarstruktur und des Küstenschutzes (GAK) / Nationaler Strategieplan zur ländlichen Entwicklung	z. B. Nationale Schutzgebietsausweisung (Naturschutz)	Konventionen, Netzwerke, Nicht-Regierungs-Organisationen		
				Raumordnungspolitischer Handlungsrahmen 1995, Modellvorhaben des Bundes	Wettbewerb "Regionen aktiv" (2000-2005)	GRW, z. B. Förderansatz Regionalmanagement und wirtschaftliche Clusterbildung in Regionen
<b>Bundesländer</b>	Landesentwicklungsplanung	Förderlinien der Länder und Länderprogramme in Verbindung mit GAK und Nationaler Strategie zur Entwicklung ländlicher Räume	Fachgesetzliche Regelungen und Landesprogramme z.B. im Umwelt- und Naturschutz	Kooperationen, Netzwerke, Nicht-Regierungs-Organisationen		
<b>Regionen</b>	Regionale Raumordnungspläne	z. B. Ländliche Bodenordnung, Agrarumweltmaßnahmen	z. B. Landschaftsrahmenplanung	Landeswettbewerbe und Modellvorhaben		
				Städtenetze, Regionale Entwicklungskonzepte, Interkommunale Kooperationen	Integrierte Ländliche Entwicklungskonzepte (ILEK) und Regionalmanagement	z. B. Regionalmanagement: Umsetzungsorientierte Konzepte und Aktionen zur Landschaftsentwicklung
<b>Kommunen</b>	Bauleitplanung sowie sonstige städtebauliche Planungen und Ortssatzungen	z. B. Landwirtschaftliche Fachbeiträge	z. B. Landschaftspläne	Initiativen, Aktionen und Projektarbeit		
				z. B. Masterpläne; Städtebauliche Rahmenpläne u.a.; Lokale Agenda	Dorfentwicklung und Dorferneuerung	z. B. Bedarfs- und mitwirkungsorientierte ÖPNV-Konzepte
Initiativen, Aktionen und Projektarbeit						

henden Analysen und Bewertungen von länderspezifischen Handlungsstrategien und Planungskonzepten wichtiger werden, weil damit Grundlagen geschaffen werden, um im Sinne größtmöglicher Effizienz im Mitteleinsatz Synergie- und Übertragungseffekte ausgeschöpft werden zu können.

### Resümee

Ländliche Raumforschung erweist sich mit den skizzierten Aufgabenfeldern als ein aktuelles und lebendiges Forschungsfeld. Chancen und zugleich Herausforderungen liegen im gleichen Maße in der Dynamik der ländlichen Raumentwicklung, wie auch in der Interdisziplinarität des Forschungsfeldes selbst begründet. Angesichts der Komplexität und Wechselbeziehungen der anstehenden und zukünftigen Problemkreise werden die Ansprüche an inter- und transdisziplinäre Forschungsstränge zunehmen. Ländliche Raumforschung liefert dazu gute Ausgangsbedingungen.

### Literatur

- AGRARSOZIALE GESELLSCHAFT E.V. (HRSG.) (2009): *Dörfer auf dem Weg in die Zukunft: Herausforderung Innenentwicklung*. Schriftenreihe Ländlicher Raum, 60. Jahrgang, Schwerpunkttheft 03/2009
- AKADEMIE FÜR RAUMFORSCHUNG UND LANDESPLANUNG (ARL) (Hrsg.) (2008): *Politik für periphere, ländliche Räume: Für eine eigenständige und selbstverantwortliche Regionalentwicklung*. Hannover (= Positionspapier aus der ARL, Nr. 77)
- BEETZ, S., BRAUER, K. U. C. NEU (HRSG.) (2005): *Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland*. Wiesbaden
- BRÖCKLING, F., GRABSKI-KIERON, U. U. C. KRAJEWSKI (HRSG.) (2004): *Stand und Perspektiven der deutschsprachigen Geographie des ländlichen Raumes*. In: *Arbeitsberichte der Arbeitsgemeinschaft Angewandte Geographie Münster*, H. 35, Münster.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR VERKEHR, BAU UND STADTENTWICKLUNG (Hrsg. 2006): *Leitbilder und Handlungsstrategien für die Raumordnung in Deutschland*. Verabschiedet von der Ministerkonferenz für Raumordnung am 30.6.2007. Berlin
- CLANZETT, T. (2009) *Agrobusiness in der deutsch-niederländischen Region Kleve/ Venlo – Der Stellenwert eines Wirtschaftssektors für die grenzüberschreitende Regionalentwicklung*. Diplomarbeit am Geogr. Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, unveröffentlicht
- COOKE, P. UND PICCALUGA, A. (HRSG., 2006): *Development in the Knowledge Economy*. Oxford, New York.
- GRABSKI-KIERON, U. (2008): *Wachstum und Beschäftigung in Deutschland - Welche Rolle spielen ländliche Räume?* In: *Berichte über Landwirtschaft*, 217. Sonderheft, S. 36-47. Stuttgart 2008.
- GRABSKI-KIERON, U. (2007): *Entwicklung ländlicher Räume in Deutschland und der EU unter veränderten strukturpolitischen Rahmenbedingungen - Perspektiven für Planung und angewandte Forschung*. In: *Stuttgarter Geographische Arbeiten*. Bd. 140, Stuttgart, S 28-45.
- GRABSKI-KIERON, U. (2006): *Geographie und Planung ländlicher Räume in Mitteleuropa*. In: *Gebhardt, H., R. Glaser, U. Radtke u. P. Reuber (Hrsg. 2006): Geographie*. Heidelberg, S. 602-615
- DIES. U. S. ARENS (2004): *Umnutzungspotentiale landwirtschaftlicher Bausubstanz als Faktoren der Entwicklung ländlicher Räume*. In: *Ländlicher Raum* 55, 2004, 2, Göttingen, S. 33-40.
- HAUPTMEYER, C.H. UND G. HENKEL (2005): *Dörfliche Lebensstile*. In: *ALTROCK, U., GRÜNTNER, S., S., HUNIG, H. NUISSL UND D. PETERS (HRSG., 2005): Landlebe- Landleben. Ländlicher Raum im Spiegel von Sozialwissenschaften und Planungstheorie*. Reihe Planungsrundschau Nr. 12, Cottbus, S. 51-68.
- HENKEL, G. (2004): *Der ländliche Raum. Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland*. Berlin, Stuttgart (= Studienbücher der Geographie)
- KOSCHATZKY, K. (HRSG., 2003): *Innovative Impulse für die Region – Aktuelle Tendenzen und Entwicklungsstrategien*. Stuttgart.
- KÖTTER, T. (2009): *Innenentwicklung der Dörfer und Revitalisierung der Dorfkerns – von der Dorferneuerung zum Dorfumbau*. In: *Deutsche Landeskulturgesellschaft DLKG (Hrsg.), Dörfer ohne Menschen?! Zwischen Abriss, Umnutzung und Vitalisierung*, Sonderheft 02/2009, S. 6-28 (= Materialien zur Vorbereitung der 30. Bundestagung der Deutschen Landeskulturgesellschaft (DLKG) am 14. bis 16.10.2009 in Würzburg)
- LASCHEWSKI, L. (2005): *Rural sociology*. In: *BEETZ, S., BRAUER, K. U. C. NEU (HRSG.) (2005): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland*, Wiesbaden, S. 201-209.
- MAGEL, H. UND FRANKE, S. (2008): *Zum Stellenwert von Good Governance in der Politik für die ländliche Entwicklung*. In: *Berichte über Landwirtschaft. Zeitschrift für Agrarpolitik und Landwirtschaft*, 217. Sonderheft, 23-35.
- SCHMIED, D. U. G. HENKEL (HRSG. 2007): *Leerstand von Gebäuden in Dörfern – Beginn der Dorfauflösung oder Chancen durch Umnutzung?* Göttingen
- SCHÜRT, A., SPANGENBERG, M. U. T. PÜTZ (2005): *Raumstrukturtypen. Konzept – Ergebnisse – Anwendungsmöglichkeiten – Perspektiven*. Bonn (= BBR-Arbeitspapier)
- STERNBERG, M. (2010): *Alter(n) in ländlichen Räumen und demographischer Wandel. Eine Analyse in vier deutschen Gemeinden*. Hamburg.
- VONDERACH, G. (2005): *Sozialforschung*. In: *BEETZ, S., BRAUER, K. U. C. NEU (HRSG.) (2005): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland*, Wiesbaden, S. 218-224.

### KONTAKT

Prof. Dr. Ulrike Grabski-Kieron  
Westfälische Wilhelms-Universität Münster  
Institut für Geographie  
Abteilung Orts-, Regional- und Landesentwicklung/Raumplanung  
Tel. 0251|83 33 922  
Mail: kieron@uni-muenster.de

## Forschung zu Alter(n) und Gesellschaft - Ein Beitrag zu Wissenschaft, Politik und Lebenslagen

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von Anton Amann, Wien

### Vorbemerkung

Nach Aristoteles ist der Zweck des Staates ein angenehmes Leben seiner Bürger. Das ist allerdings nicht auf Essen, Trinken und Schlafen beschränkt, es gehört dazu auch Kultur und Zivilisation. Was nun die Wissenschaft wissen kann und was der Staat tun soll, ist seit dem 19. Jahrhundert in die berühmte Dichotomie von Sein und Sollen zerfallen. Diesem entsprechend gilt noch heute, dass die Wissenschaft das Sein erforscht und die Politik das herstellt, was sein soll. Deshalb leben im Verhältnis zwischen Forschung und Politik bis heute zwei treibende Fragen. Um handeln zu können, also Politik zu machen, muss man voraussetzen, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein soll, und dass man sie ändern kann; damit man sie aber ändern kann, bedarf es der Einsicht und des Wissens, also der Forschung. Die zwei treibenden Fragen sind daher, welchen Werten und Zielen nachgestrebt und auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln das geschehen soll. Damit werden drei Weisen des Denkens oder, fundamentaler, drei Arten des Verhältnisses zur Welt bemüht: die ontologische, die deontologische und die methodologische. Die erste fragt danach, wie die Welt ist, die zweite, wie sie sein soll, die dritte fragt nach den Regeln, wie die Welt verändert werden kann. Mit anderen Worten, es sind drei Arten von Theorien vonnöten: eine, mit deren Hilfe die Welt verstanden und erklärt werden kann, hier die Welt des Alterns, eine, die begründet, was weshalb erstrebenswert ist, und schließlich eine, die die Regeln festlegt, nach denen wir handeln müssen.

Der Zusammenhang zwischen Forschung, Politik und Lebenslage birgt notwendig den Gedanken einer informierten Unterstützung von Entscheidungsprozessen, als deren Ergebnis Handeln, Intervention und Helfen stehen. Um es lapidar auszudrücken: Es kann erwartet werden, dass die Forschung der Politik und diese den Menschen hilft.

Hier sind noch einige Worte zum Verhältnis zwischen Forschung und Politik zu sagen.

Die traditionelle Vorstellung setzte konzeptuell einen Graben, ein „gap“ zwischen Politik und Wissenschaft voraus. Diese (vortheoretische) Annahme oder Selbstverständlichkeit ist hinfällig geworden. Gerade in der Forschung, zumal in der sogenannten „angewandten“, ist das Charakteristikum die Interdependenz. Sie bezieht sich auf Kommunikations- und Informationsmedien, auf Finanzierungsverfahren, Zuerkennungsbedingungen, Verwertungsvereinbarungen und Kooperationsformen, die ihrerseits wieder in hohem Maß politisch veranlasst sind und zur Voraussetzung für die Finanzierung von Forschung gemacht werden. Diese enge Interdependenz greift z. B. bei den deutschen Altenberichten erst im Nachhinein durch die Regierungsstellungen, weil für jeden Bericht nur ein grober Themenrahmen vorgegeben wird, in Österreich beginnt sie gewissermaßen im Ausverhandeln der zentralen Themen eines Altenberichtes schon im Vorfeld.

In Politikbereichen, in denen auf besonders intensiven Strukturwandel geantwortet werden muss, in denen daher die Nachfrage nach sozialwissenschaftlicher Expertise, nach Gutachten, Bedarfsprognosen und Evaluationsstudien etc. überdurchschnittlich hoch ist, zeichnen sich in den letzten zehn Jahren, was die Interdependenz anbelangt, folgende Entwicklungen ab. An die Stelle des alten Modells mit einer einsinnig gerichteten Beratungsfunktion sind neue Formen getreten; es haben sich im Bereich der Entdeckungs- und Begründungszusammenhänge *Kooperationen* zwischen Praxis und Wissenschaft *institutionalisiert*. Die Forschungsfragen oder Probleme werden, häufig als eigener Teil eines Projektes, gemeinsam erst expliziert und ausformuliert. Was ehemals als Vermittlungs- und Übersetzungsproblem zwischen Forschung und Praxis reflektiert wurde (z. B. noch von Paul F. Lazarsfeld), ist in vielerlei Hinsicht von erfolgreicheren Praktiken einer gemeinsamen Mäeutik abgelöst worden. Moderne Kommunikationstheorie legt nahe,



*Bedarfsprognosen sind in der Pflegevorsorge für Alte und Behinderte zu einem permanent eingesetzten Planungs- und Korrekturinstrument geworden.*

© Henrik-G. Vogel/PIXELIO.de

dass nur die Forscher und Forscherinnen die Dolmetscher der Wissenschaft und nur die Praktiker und Praktikerinnen die Dolmetscher der Praxis sind; das „Zwischen“ ist durch Kommunikations- und Verständigungsprozesse zu transformieren und nicht durch waghalsige Brückenschläge zu überspringen.

Die Legitimationsfunktion hat sich ausdifferenziert und erfasst verschiedenste Ebenen. Wissenschaft legitimiert ihr Tun über die Verwendung ihrer Ergebnisse, die Praxis legitimiert ihre Entscheidungen und Maßnahmen über die Inanspruchnahme dieser Ergebnisse. Oppositionelle Positionen in Politik und Praxis werden immer mehr durch Verwendung wissenschaftlicher Befunde überhaupt erst begründet. Dieser Logik liegt zugrunde, dass im Rahmen eines durchgreifenden Rationalisierungsprozesses (rationaler Umgang mit gesellschaftlichen Fragen) der Einsatz soziologischen Wissens selbst zu einem Mittel bzw. einer rationalen Technik geworden ist.

Doch zurück zum Gedanken, dass die Wissenschaft der Politik und die Politik den Menschen hilft. Was heißt nun „Helfen“?

#### *Vom ethischen zum planologischen Handlungsmodell – eine These*

Eine historisch informierte Theorie des Helfens könnte zeigen, dass das ontologische, das deontologische und das methodologische Verhältnis zur Welt unter dem Thema des Helfens sich vom einfachen Gesetz absoluter Gegenseitigkeit in weniger entwickelten Gesellschaften, über religiös-ethisch begründete Vorstellungen in traditionellen Gesellschaften, bis zum rechtlich verankerten und geldwirtschaftlich administrierten Dienstleistungssystem in modernen Gesellschaften entwickelt hat.

In archaischen Gesellschaften ist Hilfe existenziell verankert, sie gilt als Gabe, für die eine Gegengabe erwartet werden kann, und zwar aufgrund des Prinzips absoluter Gegenseitigkeit. Die Dankspflicht ist unspezifisch, sie kann jede Form und oft unverhältnismäßige Größe annehmen. Hilfe und Gegengabe erfolgt nach Maßgabe des „Überflusses“ an Mitteln, Zeit und Energie, eine Einsicht, die wir seit Marcel Mauss' Arbeiten als wegweisend anzusehen gewohnt sind.

In traditionellen Hochkulturen verschwindet diese absolute Gegenseitigkeit des Helfens.

An ihre Stelle tritt eine Umwegmotivation, vermittelt auf religiöser Basis. Freigebigkeit wird zur Tugend des Gebens von oben nach unten, das Almosenwesen, es übernehmen bereits Professionen das Helfen, das Geld beginnt zum universalen Hilfsmittel zu werden. In modernen Gesellschaften entwickeln sich Expertensysteme, Systeme des Wissens und der Sachzuständigkeit, für höchst unterschiedliche Risiken. Hilfe ist in modernen Gesellschaften, Niklas Luhmann hat darauf hingewiesen, in nie zuvor erreichter Weise eine zuverlässig erwartbare Leistung, gleichsam Sicherheitshorizont des täglichen Lebens auf unbegrenzte Zeit in den sachlichen Grenzen von Organisationsprogrammen geworden. Zuverlässig erwartbare Leistungen, Sicherheit im Sozial- und Gesundheitsbereich und Organisationsprogramme, alle unter der Perspektive des Helfens, haben in modernen Gesellschaften ihren Ort im Rahmen des Sozialstaats.

In der Antike und im Mittelalter betonte der Mensch das Sein-Sollen der Welt: ethisch, religiös und politisch; in der Neuzeit betonte er die Entdeckung des Seins der Welt: wissenschaftlich, experimentell und theoretisch; in der Gegenwart aber betont er die Methode: das Verhältnis zur Welt ist technisch, funktional, strategisch und effizient. Aus der Theorieperspektive liegt damit der Wandel von einem ethischen zu einem methodologischen oder planologischen Handlungsmodell vor (vgl. Flusser 1998). In diesem Kontext steht heute die Altersforschung, sofern es um ihren Beitrag für die soziale Gestaltung von Lebenslagen mit politischen Mitteln geht.

Nun ist zu bedenken, in welcher Verfassung die Sozialwissenschaften oder die Soziologie sich finden, wenn es um die Rolle der Beratung der Politik geht. Es haben sich die wissenschaftlichen Produktionsbedingungen der Soziologie in den letzten 25 Jahren in einem Maße verändert, dass manche der älteren Konzepte zum Thema Praxisrelevanz gar kein Erklärungspotenzial mehr besitzen und neue, Empirie getragene erst entwickelt werden müssen.

Der allgemeine Rationalisierungsprozess, der die Gesellschaft transformiert, hat auch Soziologie erfasst; sie ist in eine Situation gekommen, die durch eine neue Qualität gekennzeichnet werden kann. Soziologisches



Was heißt „Helfen“?

© Rike/PIXELIO.de

Wissen ist weit über seine Einsetzbarkeit als Argumentationsressource hinaus zu einem Definitionsmedium für soziale Fragen und Probleme geworden. Es steckt in hohem Maße das begriffliche und geistige Terrain ab, auf dem Probleme, Risiken und Lösungen in der politisch-öffentlichen Diskussion wahrgenommen und behandelt werden. Es wird einerseits gar nicht mehr angenommen, dass die Soziologie der politischen Praxis Handlungsorientierungen für Politikentscheidungen geben könne, dass sie also zwingende inhaltliche Lösungen für soziale, ökonomische und technische Fragen zur Verfügung stelle; ihre Möglichkeit der kritischen Problemsicht oder des methodischen Skeptizismus, die die Auflösung traditionaler Handlungsorientierungen ja mit beeinflusst, ist andererseits aber gerade zur Grundlage ihrer Fähigkeit geworden, informierte Begründungen für politisches Handeln zu liefern, das nicht-traditionalen Logiken folgt. Das aber sind Logiken der Rationalisierung, und das heißt, dass nicht mehr nach verbindlichen Lösungen gefragt wird, sondern nach einem Beitrag zur Gewinnung rationaler Verfahrenstechniken. Die Produktion soziologischen Wissen ist zu einer Verfahrenstechnik unter anderen geworden, um mit gesellschaftlichen Fragen „rational“ umzugehen. Qualitativ hermeneutische Studien dienen immer mehr der Auslotung individueller Bedürfnisse zur Korrektur oder Feinabstimmung von Maßnahmen, Bedarfsprognosen sind in der Pflegevorsorge für Alte und Behinderte zu einem permanent eingesetzten Planungs- und Korrekturinstrument geworden, der Einsatz vergleichender Analysen zwischen den Ländern ist auf EU-Ebene gängige Praxis, um Problemdefinitionen zu finden und übergreifende Richtlinien zu formulieren (Amann 2005: 119).

#### *Ein Plädoyer*

In diesem planologischen Handlungsmodell gibt es Gefahren. Eine der markantesten besteht gegenwärtig wohl in der „Tyrannei des Gelingens“ (Schernus, Bremer 2007). Dringend und unbedingt, so heißt es, müsse im Sozial- und Gesundheitsbereich gespart werden. Dem ist zuzustimmen. Klar definierte Dienstleistungen, einheitliche Standards für Betreuungsleistungen, hin bis zu Pflegeminu-

ten, Dokumentation und Leistungspreise werden vorgeschrieben. Soziale Dienstleistungen müssten marktauglich gemacht werden. Das ist fraglich. Denn im Hintergrund steht hier eine einäugige Theorie zur Frage, welchen Werten und Zielen nachgestrebt werden solle. Einäugig scheint mir zumindest die ihr innewohnende Prämisse, dass das Soziale vorrangig als Belastungsfaktor für die Wirtschaft verstanden wird. Anstatt das Soziale könnte ich auch sagen „das Alter“.

Mein Plädoyer kann kurz ausfallen. Im planologischen Handlungsmodell den Beitrag der Altersforschung zu Politik und Lebenslagengestaltung unter Gesichtspunkten der Funktionalität, der Effizienz und der Strategie aufzufassen, wäre folgerichtig. Doch die Wissenschaft hat, nach meinem Verständnis, auch noch eine andere, eine ethisch motivierte Aufgabe. Sie hat die Folgen ihres Tuns und seine Wirkungen auf die Politik und die Lebenslagengestaltung mit zu reflektieren und zu analysieren.

Alterswissenschaft>Politik>Lebenslage ist keine Einbahn, die beim „Kunden“, wie das planologische Modell es formulieren würde, kommentarlos endet.

Wie immer nun die Schwerpunktsetzungen der Erkenntnisarbeit, auch hier in Vechta, gesetzt werden, eine Möglichkeit unter mehreren könnte in dem Versuch bestehen, aktuelle Forschungsfragen immer wieder in solche Denkszusammenhänge zu stellen und dadurch eine Perspektive anzulegen, die im so genannten main stream in der Altersforschung zumindest nicht zu den geübten Selbstverständlichkeiten gehört.

#### Literatur

- Amann, A., *Praxisbezug in der Soziologie: Außer Kurs geraten?*, in: Amann, A., Majce, G. (Hrsg.), *Soziologie in interdisziplinären Netzwerken*. Wien 2005, 119-137.
- Flusser, V., *Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung*. Frankfurt a/M 1998.
- Schernus, B., Bremer, F., *Tyrannei des Gelingens, Plädoyer gegen marktkonformes Einheitsdenken in sozialen Arbeitsfeldern*. Neumünster 2007.

#### ■ KONTAKT

Prof. em. Dr. Anton Amann  
Universität Wien  
Institut für Soziologie  
Tel. (+43 1) 4277-48101  
Mail: anton.amann@univie.at



„Achtung Senioren!“  
Wird das Alter als Belastungsfaktor für die Wirtschaft verstanden?

© Campomalo/PIXELIO.de

## Alter(n)sforschung in Vechta - ein Überblick

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“



von Gertrud M. Backes

Das Zentrum Altern und Gesellschaft (ZAG)  
Das „Zentrum Altern und Gesellschaft“ der Universität Vechta – kurz „ZAG“ genannt – wurde am 17. April 2007 offiziell gegründet.



Die Forschung am ZAG behandelt Themen des Alters und des Alterns aus einer grundlegenden sozialwissenschaftlichen Perspektive heraus.

© Christine Becker/PIXELIO.de

Die Einrichtung eines solchen Zentrums zur sozialwissenschaftlichen Altersforschung war und ist eine hochschulpolitische, wissenschafts- und professionsstrategische Antwort auf die Herausforderungen des Alterns, die sich in einer „Gesellschaft

des langen Lebens“ mit ihrem tief greifenden sozialen und demographischen Wandel ergeben. In meiner Arbeit als Direktorin des ZAG, bei der mich mein Kollege Prof. Dr. Schweer als Stellvertreter unterstützt, war es von Anfang an mein Ziel, die Forschungsprofile und -potentiale von thematisch relevanten Fachgebieten miteinander zu verbinden und zu integrieren. Diese Absicht wurde und wird verwirklicht durch die Fachgebiete, die aktuell am ZAG mit ihrer Forschung vertreten sind und die inhaltliche Vielfalt und Breite der Altersforschung in Vechta repräsentieren. Die folgende Aufzählung verdeutlicht, dass und warum das ZAG sowohl von der Anzahl der

beteiligten als auch von der Vielzahl der vertretenen Fachgebiete eine Spitzenstellung in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Altersforschung einnimmt:

Das ZAG und seine Fachgebiete stellen sich allen klassischen Aufgaben der Wissenschaft – von der Grundlagenforschung über die Anwendungsforschung und wissenschaftliche Begleitung von Praxisprojekten bis hin zur Verbreitung des gewonnenen Wissens in die wissenschaftliche und allgemeine Öffentlichkeit hinein, einschließlich der Lehre, die im Rahmen der verschiedenen Studiengänge der Universität Vechta in den Bereichen Gerontologie und Soziale Dienstleistungen geleistet wird. Dies alles geschieht unter den Vorzeichen der Gerontologie als eines neuen und modernen Wissenschaftstypus, der die Grenzen der einzelnen Fachdisziplinen hin zu einer multi-, inter- und transdisziplinären Forschungsarbeit überschreitet und sowohl von der Theorie und empirischen Forschungsarbeit ausgehend den Weg in die Praxis nimmt als auch umgekehrt sich aus Anwendungsbezügen heraus neuen empirischen und theoretischen Herausforderungen stellt. Insgesamt leistet die Alter(n)sforschung in Vechta einen wissenschaftlichen Beitrag zur Um- und Neugestaltung der lebenslangen gesellschaftlichen Einbindung von Menschen bis hinein ins höhere und hohe Alter und wirkt an der Entwicklung von darauf abgestimmten lebenslauf- und alter(n)sbezogenen Dienstleistungen mit.

### Leitlinien der Forschung

Die Forschung am ZAG behandelt Themen des Alters (als einer mittlerweile mehrstufigen, sehr langen Lebensphase) und des Alterns (als eines lebenslangen Prozesses) aus einer grundlegenden sozialwissenschaftlichen Perspektive heraus. Alter(n) wird dabei als eine fundamentale Dimension der Sozialstruktur und des sozialen Wandels der Gesellschaft betrachtet. Es wird danach gefragt, wie Menschen über alle Lebensphasen hinweg in die Gesellschaft eingebunden, das heißt im biographischen Sinne „vergesellschaftet“ werden, und wie sich die persönlichen Beziehun-

### FACHGEBIETE AM ZAG

- Altern und Gesellschaft  
(Prof. Dr. Gertrud M. Backes)
- Altern und Arbeit  
(Prof. Dr. Frerich Frerichs)
- Empirische Altersforschung und Forschungsmethoden  
(Prof. Dr. Harald Künemund)
- Ökonomie und demographischer Wandel  
(Prof. Dr. Uwe Fachinger)
- Organisationelle Gerontologie  
(Prof. Dr. Hildegard Theobald)
- Psychologische Gerontologie  
(Prof. Dr. Elke Kalbe)
- Altern und Geschlecht  
(Gastprof. Dr. Eva Schulze)
- Musikgeragogik  
(Prof. Dr. Theo Hartogh)
- Philosophische und theologische Grundlagen des sozialen Handelns  
(Prof. Dr. Matthias Möhring-Hesse)
- Erziehungs- und Sozialwissenschaften  
(Prof. Dr. Yvette Völschow)



gen und gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen den einzelnen Generationen verändern. Ein zentraler Aspekt sind die sozialen Unterschiede und Ungleichheiten, die zwischen und innerhalb von Altersgruppen und über den Lebensverlauf hinweg auftreten: Hier ist der Tatbestand der sozialen Ungleichheit im Alter(n) angesprochen, der nicht nur eine soziale Differenzierung des Alter(n)s nach unterschiedlichen sozialen Schichten, sondern auch eine solche nach Geschlecht, regionaler Herkunft oder ethnischer Zugehörigkeit mit einschließt. Damit verbunden ist auch die sozialpolitisch bedeutsame Problematik, welche Chancen und Risiken sich den gegenwärtigen und zukünftigen Altengenerationen in Bezug auf ihre Lebenslage (Einkommen, Wohnen, Gesundheit, soziale Beziehungen, Aktivitäten etc.) bieten. Einige ausgewählte Stichworte sollen diese Schwerpunktsetzungen skizzieren:

#### ■ FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE AM ZAG

- Alter(n) – Gesellschaft – Kultur
- Lebensläufe – Lebenslagen – Sozialstruktur
- Biographie – Identität – Entwicklung
- Interaktionen – Soziale Netze – Generationen einer alternden Gesellschaft
- Institutionen – Organisationen – Dienstleistungen einer alternden Gesellschaft

Alter und Altern/Lebenslauf im Kontext und als Elemente des sozialen und historischen Wandels werden im ZAG auf verschiedenen Ebenen betrachtet und analysiert. Die folgende Abbildung verdeutlicht den konzeptionellen Rahmen der Forschung am ZAG, die an der Mikro-Ebene der Individuen, der Meso-Ebene der Interaktionen und Institutionen und der Makro-Ebene der gesellschaftlichen Teilsysteme (Politik, Ökonomie, Kultur) ansetzt und dabei den zeitlichen Verlauf von individuellen Biographien und Lebens(ver)läufen wie historischen Entwicklungsprozessen in den Blick nimmt.

#### *Bilanz der Forschung*

Wie sehr sich das ZAG bereits im Feld der sozialwissenschaftlichen Altersforschung etabliert hat, zeigt sich in einer Bilanz der bisherigen Aktivitäten und Ergebnisse. Bis zum jetzigen Zeitpunkt (Oktober 2009) wurden bzw. werden 26 fremdfinanzierte Forschungsprojekte in einem Förderumfang von rund 1,7

Millionen Euro durchgeführt. Die bereitgestellten Drittmittel ermöglichten es, zusätzliche Stellen in Form von neun wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en und über zwanzig studentischen Hilfskräften zu schaffen. Seit Gründung des ZAG wurden hier sechs Promotionen erfolgreich abgeschlossen und 37 Promotionen und sechs Habilitationen sind im Entstehen. Das ZAG ist erfolgreich in regionale, nationale und internationale Forschungsnetzwerke eingebunden und weist gegenwärtig 15 Kooperationspartner auf regionaler Ebene, 32 auf der Bundesebene und 27 auf der internationalen Ebene auf. Auch in der Verbreitung ihrer Forschungsergebnisse sind die Mitglieder des ZAG sehr aktiv: So wurden bisher mehr als 30 Monographien und Herausgeberbände publiziert, über 200 Beiträge in Fachzeitschriften und Büchern veröffentlicht und über 400 wissenschaftliche Vorträge gehalten; hinzu kommen ungezählte Fernseh-, Radio- und Telefoninterviews bzw. Teilnahmen an Fernseh- und Radiosendungen. Schließlich hat das ZAG über zwanzig Tagungen bzw. Kongresse durchgeführt (Workshops nicht mitgezählt) und war über seine Mitglieder bei mehr als zehn Tagungen bzw. Konferenzen an der Organisation mit beteiligt.

#### *Beispielhafte Projekte*

Alle abgeschlossenen, laufenden und geplanten Forschungsprojekte des ZAG hier zu nennen, würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen. Stattdessen soll hier zum Abschluss an fünf ausgewählten laufenden Drittmittelprojekten gezeigt werden, dass die Forschung am ZAG auf unterschiedlichen politischen Ebenen stattfindet – auf der regionalen Ebene, der Ebene der Bundesländer, der Ebene des Bundes und auf der europäischen Ebene.



#### *Demographische Entwicklung im Landkreis Vechta: Bestandsaufnahme, Auswirkungen und Handlungsmöglichkeiten*

Auftraggeber: Landkreis Vechta

Zielsetzung des Projekts:

- Beschreibung des demographischen Status Quo im Landkreis Vechta und Vorausberechnung künftiger Entwicklungen
- Identifikation der Auswirkungen des demo-

graphischen Wandels im Landkreis Vechta auf zentrale kommunale Handlungsfelder

- Entwicklung von Szenarien und Erklärungsmodellen zum demographischen Wandel im Landkreis Vechta zur Ableitung von effizienten und effektiven politischen Maßnahmen

Leitung:

- Prof. Dr. Gertrud M. Backes
- Prof. Dr. Uwe Fachinger

Projektbearbeitung:

- Dr. Ludwig Amrhein



*Niedersächsischer Forschungsverbund 'Gestaltung altersgerechter Lebenswelten' (GAL)*

Auftraggeber: MWK Niedersachsen

Zielsetzung des Projekts:

- Identifikation, Weiterentwicklung und Evaluation neuer Verfahren der Informations- und Kommunikationstechnik für altersgerechte Lebenswelten
- Analyse der ökonomischen, sozialen und psychischen Voraussetzungen und Konsequenzen, der Chancen und der Probleme des Einsatzes assistierender Technologien in privaten Haushalten

Leitung:

- Prof. Dr. Harald Künemund
- Prof. Dr. Uwe Fachinger

Projektbearbeitung:

- Dipl.-Volksw. Birte Erdmann
- Dipl.-Geront. Petra-Karin Okken



*Die Relevanz von Erbschaften für die Alterssicherung*

Auftraggeber: DRV Bund

Zielsetzung des Projekts:

- Wirkung von Erbschaften auf die Ersparnisbildung bzw. den Vermögensaufbau
- Wirkung von Erbschaften auf die sozialen Ungleichheiten
- Analyse der Erbschaften als eine Ergänzung der individuellen Alterssicherung

Leitung:

- Prof. Dr. Harald Künemund
- Prof. Dr. Uwe Fachinger
- Dr. Claudia Vogel

Projektbearbeitung:

- Dipl.-Geront. Knut Tietz
- Dipl.-Soz. Thomas Lux



*Activating Senior Potential in Ageing Europe (ASPA)*

Auftraggeber: Kommission der EU

Inhalt und Zielsetzung des Projekts:

- Darstellung des tatsächlichen Umfangs und der Strukturen des aktiven Alterns
- Identifikation der Einflussfaktoren, die aktives Altern in Erwerbsarbeit und zivilgesellschaftlichem Engagement mitbestimmen
- Identifikation von Handlungsstrategien, die zur Förderung des Aktivitätspotentials älterer Menschen beitragen können

Leitung (Deutschland):

- Prof. Dr. Frerich Frerichs

Projektbearbeitung:

- Dr. Paula Aleksandrowicz



*Kontinuierliche Erwerbstätigkeit in der Pflege -*



*ein deutsch-schwedischer Vergleich*

Auftraggeber: Hans-Böckler-Stiftung (deutscher Teil der Untersuchung)

Zielsetzung des Projekts:

- Untersuchung der Arbeitssituation von Pflegekräften unterschiedlicher Altersgruppen in der stationären und ambulanten Pflege vor dem Hintergrund der organisatorischen und sozialpolitischen Rahmenbedingungen in beiden Ländern Identifikation der organisatorischen und sozialpolitischen Einflussfaktoren, die eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit bis zum regulären Renteneintrittsalter gestatten.

- Entwicklung von sozialpolitischen und betrieblichen Strategien zur Förderung einer kontinuierlichen Erwerbstätigkeit

Leitung (Deutschland):

- Prof. Dr. Hildegard Theobald

Leitung (Schweden):

- Prof. Dr. Marta Szebehely (Stockholm)

Projektbearbeitung (Deutschland):

- Dipl.-Geront. Maren Preuß

#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Gertrud M. Backes  
Hochschule Vechta - Universität  
Zentrum Altern und Gesellschaft (ZAG)  
Institut für Gerontologie (IfG)  
Tel. 04441|15-358  
Mail: gertrud.backes@uni-vechta.de

## Die Relevanz von Erbschaften für die Alterssicherung

### Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von Harald Künemund \*

Die Frage nach der Transmission sozialer Ungleichheit gehört zu den Kernthemen der Soziologie. Schichtungs-, Mobilitäts-, Bildungs- und Sozialisationsforschung haben die Bedeutung der biographisch „frühen“ Vererbung sozialer Ungleichheit hinreichend belegt, die trotz aller Betonung von Chancengleichheit, Eigenleistung und Individualität nach wie vor durchschlägt (vgl. z. B. für Deutschland jüngst Habich/Noll 2008: 180ff.). Die biographisch spätere Transmission sozialer Ungleichheit über Erbschaften und Schenkungen hat dagegen bisher kaum Berücksichtigung gefunden, obwohl Transfers mortis causa und inter vivos bestehende Ungleichheiten im Prinzip weiter verschärfen oder auch abmildern können. In dem Forschungsprojekt „Die Relevanz von Erbschaften für die Alterssicherung“ werden diese Wirkungen auf empirischer Grundlage untersucht und zu den Veränderungen im System der gesetzlichen Alterssicherung in Beziehung gesetzt: Können Erbschaften zukünftig den Rückgang des individuellen Sicherungsniveaus durch die gesetzliche Rentenversicherung (GRV) zumindest teilweise kompensieren? Dies wäre freilich nur dann der Fall, wenn auch Personen Erbschaften erhalten, die überwiegend durch die GRV abgesichert sind, also Kürzungen in der GRV kompensieren müssen, und wenn diese Erbschaften dann nicht unmittelbar für den Konsum verwendet werden. Das durch das Forschungsnetzwerk Alterssicherung (FNA) der Deutschen Rentenversicherung Bund geförderte Projekt fragt daher nach der sozialen Differenzierung des Erbschaftsgeschehens und der Verwendung von Erbschaften.

Auf der Ebene der Erbenden ist wiederholt gezeigt worden, dass Personen mit höherer Bildung eine deutlich höhere Erbchance haben. Insofern ist davon auszugehen, dass bestehende Ungleichheiten – gemessen in absoluten Beträgen – in der Generation der (potentiell) Erbenden zunehmen: Wer hat, dem wird gegeben („Matthäus-Effekt“). Schenkungen sind dagegen häufiger auch an

der Bedürftigkeit der Empfänger orientiert (vgl. z. B. Künemund et al. 2005). Relativ betrachtet können Erbschaften dennoch zugleich zu einer geringeren Konzentration des Gesamtvermögens in der Erbengeneration beitragen, etwa wenn sehr viele kleine und mittlere Erbschaften wenigen sehr großen Erbschaften gegenüberstehen.

Wie weit Erbschaften zu Veränderungen im Vermögen privater Haushalte führen, konnte näherungsweise mit den Längsschnittdaten des

Sozio-Ökonomischen Panel (SOEP), nämlich durch einen Vergleich der im Jahr 1988 erhobenen Vermögensbilanz mit der des Jahres 2002 untersucht werden. Die an beiden Erhebungen teilnehmenden Haushalte wurden hierzu danach differenziert, ob sie 2002 über Vermögenszugänge aus Erbschaften seit 1988 berichteten. Diese Analysen beschränken sich aus methodischen Gründen auf Privathaushalte des Jahres 1988 in Westdeutschland, die auch 2001/2002 noch als Privathaushalte in Deutschland leben. Hier ließ sich feststellen, dass der durchschnittliche Anteil der Erbsumme am Nettogesamtvermögen des Jahres 2002 bei etwa 27 Prozent liegt (wenn unterstellt wird, dass in der Zwischenzeit kein Abbau der Erbschaft stattfand). Für Haushalte, die im Ausgangsjahr 1988 über keinerlei Vermögen verfügten, macht der Zuwachs durch Erbschaften mehr als ein Drittel des durchschnittlichen Nettogesamtvermögens des Jahres 2002 aus. Für diejenigen hingegen, die 1988 bereits ein Vermögen von mehr als 200.000 Euro hatten, beträgt der Anteil im Jahr 2002 lediglich 18,3 Prozent (Kohli et al. 2006). Dieser Befund verweist darauf, dass Erbschaften in bislang wenig vermögenden Haushalten deutlich stärker zur Vermögensbildung und Vermögenssteigerung beitragen als in Haushalten, die zuvor bereits über hohe Vermögen verfügten. Zwar erben letztere Haushalte häufiger, der Zuwachs daraus macht jedoch einen geringeren Anteil an ihrem Gesamtvermögen aus. Nochmals anders kann sich dies auf der Ebene der Gesamtgesellschaft abbilden: Möglicherweise verändert sich die Konzentra-

\* unter Mitarbeit von Uwe Fachinger, Martin Kohli, Thomas Lux, Knut Tietz, Jürgen Schupp, Claudia Vogel



Die Hälfte der Haushalte, die zwischen 2002 und 2007 geerbt haben, erhielten höchstens 20.000 Euro.

© Rainer Sturm/PIXELIO.de

tion der Vermögen nicht oder nur geringfügig, sondern das Vermögen wechselt lediglich den Besitzer: vom Erblasser zum Erben.

Die mit dem Matthäus-Effekt einhergehende Annahme einer generellen Verschärfung sozialer Ungleichheiten durch Erbschaften greift wohl zu kurz. Die Schlüssel zur Auflösung dieser komplexen Zusammenhänge liegen einerseits in der Präzisierung des zugrunde gelegten Ungleichheitskonzepts (absolute oder relative Ungleichheit), andererseits in der ins Auge gefassten Population (Erbengeneration oder Gesamtbevölkerung). Autoren wie Szydlik (2004), die in ihren Analysen eine Verschärfung der Ungleichheit durch Erbschaften aufzeigen, folgen einem absoluten Ungleichheitskonzept und richten ihren Blick auf die Erbengeneration. Bei einem relativen Ungleichheitskonzept, wie es sich in der Forschung über Einkommens- und Vermögensverteilung und insbesondere in der Armuts- und Reichtumsforschung weitgehend durchgesetzt hat, können Erbschaften auch auf der Ebene der Erbengeneration ungleichheitsmindernd wirken, selbst wenn die Erbschaftschance und -höhe mit dem Vermögen vor dem Erbfall positiv korreliert sind. Hier sind die Befunde bislang allerdings noch nicht in jeder Hinsicht befriedigend. Näheres kann erst auf der Grundlage von Längsschnittdaten mit verlässlichen Vermögensangaben herausgearbeitet werden. Diese Daten liegen inzwischen für den Zeitraum von 2002 bis 2007 vor und werden in unserem Forschungsprojekt derzeit auf diese Fragen hin analysiert.

Um die Wirkungen des Erbschaftsgeschehens hinsichtlich der Alterssicherung abschätzen zu können, werden zudem Analysen zur Sparneigung im Falle von unerwarteten Geldzuflüssen vorgenommen. Ein erstes Ergebnis ist in Abb. 1 wiedergegeben: Jüngere beabsichtigen demnach häufiger, einen größeren Teil zu sparen. Mit zunehmendem Alter steigt die Wahrscheinlichkeit, dass unerwartete Geldzuflüsse verschenkt werden – in aller Regel an die Kinder (vgl. z. B. Künemund/Vogel 2006). Da Erbschaften häufig erst in der zweiten Lebenshälfte anstehen, ist die Wirkung im Hinblick auf die Alterssiche-

rung wohl gering, zumal es sich im Schnitt um vergleichsweise bescheidene Beträge handelt: Die Hälfte der Haushalte, die zwischen 2002 und 2007 geerbt haben, erhielten höchstens 20.000 Euro. Die bislang vorliegenden Ergebnisse sprechen jedenfalls nicht dafür, dass private Transfers zukünftig den Rückgang des individuellen Sicherungsniveaus durch die gesetzliche Rentenversicherung (vgl. z. B. Ginn et al. 2009) kompensieren können: Die Erbschaften kommen biographisch spät und die Beträge sind – bezogen auf die lange Zeit eines Rentenbezugs – zu gering. Und letzteres ist insbesondere bei denjenigen der Fall, deren Alterssicherung weitgehend über die GRV erfolgt.

#### Literatur

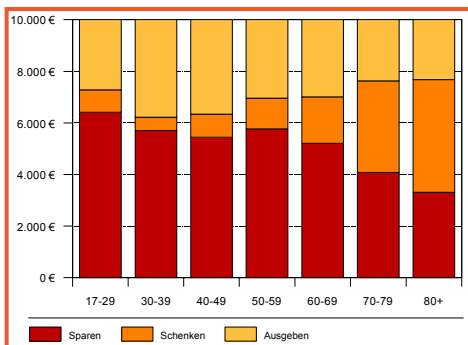
- Ginn, Jay, Uwe Fachinger & Winfried Schmähl (2009). *Pension reform and the socio-economic status of older people*. In: Walker, Alan & Gerhard Naeyele (eds.): *Social policy in ageing societies: Britain and Germany compared*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 22-45.
- Habich, Roland & Heinz-Herbert Noll (2008): *Soziale Lagen und soziale Schichtung*. In: Statistisches Bundesamt, *Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen & Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung* (Hrsg.): *Datenreport 2008*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 173-187.
- Kohli, Martin, Harald Künemund, Andrea Schäfer, Jürgen Schupp & Claudia Vogel (2006): *Erbschaften und ihr Einfluss auf die Vermögensverteilung*. In: *Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung*, 75 (1), S. 58-76.
- Künemund, Harald, Andreas Motel-Klingebiel & Martin Kohli (2005): *Do intergenerational transfers from elderly parents increase social inequality among their middle-aged children? Evidence from the German Aging Survey*. In: *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 60B, S. S30-S36.
- Künemund, Harald & Claudia Vogel (2006): *Öffentliche und private Transfers und Unterstützungsleistungen im Alter – „crowding out“ oder „crowding in“?* *Zeitschrift für Familienforschung*, 18, 269-289.
- Szydlik, Marc (2004): *Inheritance and inequality: Theoretical reasoning and empirical evidence*. In: *European Sociological Review*, 20, 31-45.

#### KONTAKT

Prof. Dr. Harald Künemund  
Hochschule Vechta - Universität  
Zentrum Altern und Gesellschaft (ZAG)  
Institut für Gerontologie (IfG)  
Tel. 04441|15-608  
Mail: harald.kuenemund@uni-vechta.de

Abb. 1: Stellen Sie sich vor, Sie bekommen unerwartet 10.000 Euro geschenkt, wie würden Sie dieses Geld verwenden?

Quelle: SOEP Pretest 2006; eigene Berechnungen, gewichtet



ten Geldzuflüssen vorgenommen. Ein erstes Ergebnis ist in Abb. 1 wiedergegeben: Jüngere beabsichtigen demnach häufiger, einen größeren Teil zu sparen. Mit zunehmendem Alter steigt die Wahrscheinlichkeit, dass unerwartete Geldzuflüsse verschenkt werden – in aller Regel an die Kinder (vgl. z. B. Künemund/Vogel 2006). Da Erbschaften häufig erst in der zweiten Lebenshälfte anstehen, ist die Wirkung im Hinblick auf die Alterssiche-

## Was viel zu denken gibt<sup>(1)</sup>

### Einige Bemerkungen zu den Herausforderungen ästhetischer und kultureller Komplexität

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von Wolfgang Braungart, Bielefeld

Wie oft kommt das vor: Man fasst sich an den Kopf; man schlägt sich mit der flachen Hand an die Stirn: „Da kommt mir in den Sinn!“ Oder: „Warum bloß wird mir das erst jetzt bewusst!“ Oder: „Wenn dem das doch endlich ins Bewusstsein dringen würde!“ Aber das, was wir da oft so leichthin sagen, wirklich zu verstehen, ist ungemein schwierig. Wie kommen wir eigentlich zur Besinnung auf uns selbst, auf das, was wir sind, tun und denken? Und was ist das: unser Bewusstsein? Wie entsteht es? Warum haben wir es? Man könnte ganz einfach argumentieren: Wir haben es, weil es uns einen evolutionären Vorteil verschafft. Der evolutionäre Gewinn war für unsere Spezies offenbar höher als die Kosten. Aber diese Antwort ist offensichtlich nicht sehr befriedigend. Sie lässt nämlich die Frage offen, welchen ‚Sinn‘ Bewusstsein hat; und ‚Sinn‘ hat immer etwas **für mich** und **für uns als Individuen**, nicht nur als Gattungswesen. Sinn ist immer der jeweils meinige.

Wie man über die Tatsache, dass wir Bewusstsein haben, staunen kann, zeigt ein fragmentarischer Text des jungen Hölderlin von 1796, den er wohl gemeinsam mit seinen Freunden Hegel und Schelling verfasst hat: „Die erste **Idee** ist natürlich die Vorstellung **von mir selbst**, als einem absolut freien Wesen. Mit dem freien, selbstbewußten Wesen tritt zugleich eine ganze Welt – aus dem Nichts hervor“: nämlich eben diese Welt unseres Bewusstseins, die Welt, wie sie **nur für uns** ist.<sup>(2)</sup> Unsere Erinnerung an unsere individuelle und kollektive Geschichte bezeugt uns auch unser Bewusstsein. Es ist ein emergentes Phänomen, wie wir heute vielleicht sagen. Bewusstsein ist also, evolutions- und stammesgeschichtlich gesehen und auch für uns je individuell, irgendwann einfach da. Wir müssen und können uns nicht dafür rechtfertigen; niemand kann es uns nehmen.

„Absolut frei“: das so deutlich zu sagen, ist schon ein starkes Stück. Gemeint sein könnte: Dies, dass ich Bewusstsein habe, insbesondere Bewusstsein meiner selbst, eine

wirkliche Vorstellung von mir selbst, die ich gar nicht bestreiten kann, so fragwürdig sie einem scheinen mag, dies kann ich nicht ableiten und auf nichts zurückführen. Diese Vorstellung kommt für mich nirgendwo her. Sie ist unhintergebar. Also kann man sie mir auch nicht nehmen – es sei denn, man tötete mich. In Hinsicht auf **mein** Bewusstsein bin ich also tatsächlich absolut frei. Die Begeisterung, die die Subjekt- und Bewusstseinsphilosophen um 1800 von dieser Entdeckung erfasst hat, kann man schon verstehen.

Bewusstsein ist aber auch Quelle unserer Hybris. Gleich wird die Sache kompliziert. Jetzt sind wir Wesen, die nach Sinn und Bedeutung **verlangen**. Und wir wollen Sinn und Bedeutung auch ausdrücken. Damit beginnt alle Kultur. Es genügte diesem Lebewesen, das wir ‚Mensch‘ nennen, in seiner Gattungsgeschichte irgendwann einfach nicht mehr, nur da zu sein und etwas zu tun oder nicht zu tun. Es wollte sich zu dem, was es tat oder unterließ, **in ein Verhältnis setzen**. Schon in den Anfängen von Kultur werden Selbst- und Weltverhältnisse gestaltet. Wir wollen ausdrücken, was etwas bedeuten soll, was es **uns** bedeuten soll.

Bewusstsein umfasst und erfasst, wie die Zeit Hölderlins sagen würde, den ‚ganzen Menschen‘. Es nur als Effekt neuronaler Aktivität zu beschreiben, erschiene seltsam unangemessen. Darauf hat gerade der Heidelberger Psychiater und Philosoph Thomas Fuchs hingewiesen.<sup>(3)</sup> Offensichtlich ist dieses unser Bewusstsein eng auf unsere Fähigkeit zur Sprache bezogen, aber in einer komplexen, keinesfalls bloß abbildhaften Weise. Darum hat Novalis dem Selbst-Bewusstsein auch das **Selbst-Gefühl** zur Seite gestellt.<sup>(4)</sup> Durch und für unser Bewusstsein wird uns die Welt zeichenhaft, also deutungs- und auslegungsbedürftig. Sprache ist dafür unser wichtigstes Medium, weil es zugleich Meta-Medium ist, das Medium, in dem wir uns über unser In-der-Welt-Sein als ein **bedeutungsvolles** In-der-Welt-Sein verständigen können, als ein Sein in der Welt voller Zeichen und einer für uns immer zeichenhaften Welt: der

Welt der Kultur, der kulturellen Welt. Darum muss eine Bildungseinrichtung, die sich als Universität verstehen will, in den Sprach-, Literatur-, Kunst- und Kulturwissenschaften etwas sehen, was auch für sie wirklich grundlegend ist.

Es gibt, neben der evolutionistischen, viele Theorien über diesen unaufklärbaren ‚Fall‘ ins Bewusstsein; philosophische, naturwissenschaftliche, aber auch künstlerische. Die Sündenfall-Geschichte ist so eine – eine erzählte, mythisch-bildhaft formulierte. Eine andere ist die vom Erschrecken über den Tod, auch über den, den wir selber anrichten, um unser eigenes Überleben zu sichern. Darum sind mit den menscheitsgeschichtlich frühesten Zeugnissen von der Jagd auch Zeugnisse von Opfer-Ritualen verbunden, in denen offenbar der Lebensmacht, der etwas geraubt wird, um das menschliche Überleben zu sichern, wieder etwas zurückgegeben wird, um sie zu versöhnen.<sup>(5)</sup> Eine dritte Theorie zur Entstehung des Bewusstseins ist die vom Gewahrwerden und der Erfahrung des eigenen Leidens und der eigenen Sterblichkeit, die uns in eine Selbstreflexion förmlich hineinstößt. Die große europäische Literaturgattung der Tragödie gestaltet genau dies seit ihren Anfängen in der griechischen Antike.<sup>(6)</sup>

Solange wir über die Liebe, das Leben, das Leiden, den Tod nicht wirklich nachdenken, erscheinen sie uns natürlich nicht als besonders komplex. Aber einmal ins Nachdenken gekommen, finden wir keinen wirklichen Grund und kein Ende mehr, weil diese Grunderfahrungen unseres Lebens als **reflektierte Erfahrungen für uns** nie völlig ausrechenbar sind. Wie oft füllen wir Fragebögen aus: Trifft voll zu, trifft gar nicht zu, weiß nicht. Und wie oft ärgern wir uns über diese viel zu enge, weil bloß ‚dreiwertige Logik‘! Die Künste wissen, dass es auch noch eine andere, komplexere ‚Logik‘ gibt, die uns oft gemäßer ist.

Einige wenige Jahre nach Hölderlins Text lässt Heinrich von Kleist die Marquise von O. zu dem Grafen, der am Schluss dann doch ihr Mann geworden ist, sagen, „indem sie ihm um den Hals fiel: er würde ihr damals nicht wie ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht, bei seiner ersten Erscheinung, wie ein Engel vorgekommen wäre.“<sup>(7)</sup> Teufel und En-

gel zugleich: Er hat sie nämlich vor einer Vergewaltigung gerettet; aber er hat sie dabei selbst missbraucht. In Kleist Tragödie ‚Penthesilea‘ von 1808 reimen sich „Küsse und Bisse“; die tödliche Gewalt ist die andere Seite der Liebe zwischen der Fürstin der Amazonen und dem Helden Achill. Ein halbes Jahrhundert vorher schon sagt die junge, lebenshungrige Emilia zu ihrem Vater in Lessings Trauerspiel ‚Emilia Galotti‘: „Ich stehe für nichts“. Sie weiß wirklich nicht, wo und wofür sie steht, weil sie für **beides** steht und genau das auch weiß: für ihre Lebenslust und ihre sexuelle Neugierde einerseits, für ihre soziale Herkunft und die väterlichen Normen und Moralvorstellungen, die sie dringend vor dem Prinzen und seinen Verführungskünsten warnen wollen, andererseits.

Ich könnte in den Beispielen leicht in großen Schritten weiter zurückeilen. Irgendwann käme ich vielleicht im Athen des vierten Jahrhunderts vor Christus an. Zum Beispiel bei Sophokles und diesem König Oedipus, der am Ende der gleichnamigen Tragödie ganz allein auf der Bühne steht. Das Blut quillt ihm aus seiner Theatermaske, weil er sich selbst die Augen ausgestochen hat. Jetzt hat er begriffen, was er angerichtet hat: Er hat sich an dem Organ gestraft, das symbolisch für die **Aufklärung** steht, die er selbst vorangetrieben hat und die nun auf ihn selbst zurückfällt. Er hat seinen Vater – aber ohne moralische, also individuelle Schuld – getötet, und er hat mit seiner Mutter – ebenfalls ohne moralische, also individuelle Schuld – Kinder gezeugt. Jetzt hat er Licht in dieses Dunkel gebracht; jetzt weiß er es: Er ist **unschuldig schuldig** geworden. Für dieses Wissen, dieses Bewusstsein ist Oedipus selbst personifizierter Ausdruck. Aber berechenbarer im Hinblick auf künftiges Handeln ist dadurch gar nichts geworden.

Man sieht vielleicht schon, worauf meine These zusteuert. Die kulturelle Evolution hat mit der Literatur ein Ausdruckssystem hervorgebracht, das für die unaufhebbare Komplexität des Lebens selbst gebraucht wird. Literaturbewusstsein gibt es schon in der griechischen Antike. Das heißt: Man weiß, dass man hier ein Ausdruckssystem **mit eigenen Regeln** hat, das aber gerade so für unser Ausdrucks- und Deutungsbedürfnis geeignet ist. Die ungeheuer einflussreiche Poetik des

Aristoteles, die erstmals zwischen Dichtkunst und Geschichtsschreibung unterscheidet, bezeugt schon dieses Literaturbewusstsein.

Man kann in der Geschichte menschlicher Kultur soweit zurückgehen, wie man will: **Dieses Lebewesen, das wir Mensch nennen, ist ein sinn- und ausdrucksbedürftiges Lebewesen.** Erst wenn wir dieses Bedürfnis feststellen – und das ist möglich in den künstlerischen und in den religiösen Äußerungen, die aufs Engste miteinander verbunden sind –, hat es ‚Sinn‘, vom ‚Menschen‘ in einem emphatischen Sinne zu sprechen. Menschliche Kultur ist immer symbolisch und expressiv und artikuliert so auch den bis heute nicht aufgeklärten und wohl nie aufklärbaren Sprung in unserer Gattungsgeschichte ins (Selbst-)Bewusstsein. Unser Bewusstsein nötigt uns auch dazu, uns dem zu stellen und das auszudrücken, was sich nicht in einer zwei- oder dreistelligen Logik – ja, nein, weiß nicht – fassen lässt.

Die griechische Gattung der Tragödie ist ein früher großer Höhepunkt in der Darstellungsgeschichte solcher ‚un-logischer‘ Komplexität. Die schon kurz angedeutete Komplexität und zugleich Archaik und Einfachheit der Tragödie führt mich zu einem zweiten Gedanken, mit dem ich gleich einem möglichen Missverständnis begegnen möchte. Dafür zunächst ein kleines Gedicht. Es stammt von Andrea Schwarz, zur Zeit „eine der meistgelesenen christlichen Autorinnen“, wie das Büchlein selbst für sich Werbung macht, und heißt ‚Manchmal‘:

Manchmal  
wenn ich so ganz verrückte Sachen  
denke und dann auch noch tue

ohne ich  
dass Jung-sein  
keine Frage  
des Alters ist

und das beruhigt mich  
irgendwie

Das Gedicht findet sich in einem Bändchen des Herder-Verlags ‚Weisheit für die Seele. Gute Gedanken für alle Tage‘.<sup>(8)</sup> Das mag schon sein, weil das All-Tägliche eben oft, wie hier, das Banale ist. Wenn Literatur aber **nur** in einer solchen Weise einfach ist, ist sie banal. Das macht einen Unterschied zwi-

schen guten und schlechten Texten. Auf eine einfache Formel gebracht: Gute Texte sind in der Regel ästhetisch komplexe Texte; schlechte Texte sind in der Regel ästhetisch banale Texte. Nicht sehr überraschend, wird man sagen. Auch wenn dieses Kriterium ästhetischer Komplexität schwierig ist und nicht leicht zu handhaben, so kommt man nicht ohne es aus. An solchen komplexen Texten können sich die Generationen und Zeiten in ihrem eigenen, geschichtlich spezifischen Verstehens- und Ausdrucksbedürfnis abarbeiten. Die griechische Tragödie geht auch uns als Menschen in unserer heutigen Welt noch an.

Der Mensch, dessen Geist beschäftigt sein will, braucht Texte und, allgemeiner, kulturelle Äußerungen, die ihn so beschäftigen, dass er sich selbst begreifen lernt (was schwierig genug ist) und über sich selbst hinauskommt, sich ‚transzendiert‘ (was wohl noch schwieriger ist). Schlechte Texte sind Texte, die dies kaum oder gar nicht leisten. Schlechte Texte ermöglichen keine weiteren Erfahrungen als die, die man sowieso schon immer macht. Hin und wieder ist es gut, sich des philosophischen Meisters aus Königsberg zu erinnern. Kant sagt, das Kunstwerk gebe viel zu denken. Daran, dass es viel zu denken gibt, erkennt man unter anderem seine Qualität. Es gibt viele Gründe dafür, auch biologische, dass es uns Menschen tatsächlich angemessen ist, lieber viel zu denken als wenig. Wie die Beine müssen auch die Gehirnzellen ‚bewegt‘ werden. Gerade für eine immer älter werdende Bevölkerung ist ‚Gehirntraining‘ bekanntlich eine besonders wichtige ‚Therapie‘. „L’homme n’est pas seulement un animal, mais un animal qui raisonne“, sagt Diderot.

Aber natürlich ist uns auch die Einfachheit, das Geordnete und Strukturierte angemessen. Wir sind auch biologisch-neurologisch auf Mustererkennung, also auf Wiedererkennung angelegt, sonst könnten wir uns auf die vielfältigen Erfahrungen unseres Lebens und unserer Welt gar nicht so schnell und zielgerichtet einstellen, wie es oft erforderlich ist. Die Balance macht’s, im Leben wie in der Kunst: zwischen Originalität, Komplexität, Innovation, Abweichung vom Gewohnten einerseits und Wiedererkennbarkeit, Struktur, Ordnung, ja Einfachheit andererseits. Aus keinem Pol allein kann man eine Theorie der

Kunst und der Kultur konstruieren und aus keinem Pol allein kann man ein sinnvolles Leben leben. Das eine überzubetonen führte in Unverständlichkeit, das andere in Kitsch, Banalität und Trivialität. Das eine führte in ‚eventuose‘ Hektik und Nervosität, das andere in Monotonie und Langeweile.

Behauptet ist damit, dass ästhetische und kulturelle Komplexität einen ‚Sitz im Leben‘ hat. Noch einmal Kant: „Die schönen Dinge zeigen an, daß wir in die Welt passen“. Solche Literatur und solche Kunst, die auf alle Welthaltigkeit verzichtet und einen Lebensbezug ganz preisgibt, wird schnell willkürlich oder gar, wie im zitierten Gedicht, banal. Sie hat dann buchstäblich nichts mehr zu sagen. Komplexe Texte fordern einen reflektierenden Nach-Vollzug, der in der Lage ist, ihre Individualität anzuerkennen; schlechte nicht. Hier haben wir, scheint mir, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen einer naturwissenschaftlichen und einer kunst- und kulturwissenschaftlich und ästhetisch ausgerichteten Argumentation. Die **Naturwissenschaften** müssen sich mit dem **Allgemeinen**, dem Gesetzmäßigen, der Regel befassen. Die **Literatur-, Kunst- und Kulturwissenschaften** müssen das **Individuelle** als ein solches und in seiner komplexen symbolischen Bedeutsamkeit erkennbar machen. Das macht meines Erachtens entscheidend die Ethik der Kunst- und Kulturwissenschaften aus: dass sie das Individuelle in seiner Komplexität würdigen können. Tun sie das nicht, verstehen sie nicht sehr viel. Eine Institution, die sich der **Bildung von Individuen** verschrieben hat und als Universität verstehen will, braucht unbedingt die Kunst- und Kulturwissenschaften. Der ästhetisch-kulturelle Diskurs, gerade auch der der Literatur und überhaupt der der Künste, ist also, sagte ich, uns Menschen gemäß. Wir haben es nötig, uns komplex auszudrücken, Mehr- und Vieldeutigkeiten zu formulieren, die sich nicht auflösen lassen. Wir können zum Beispiel lieben und zornig sein, ja womöglich hassen **zugleich**. Jeder, der die Liebe schon einmal erfahren hat, weiß das. Und Theologen kennen natürlich die *coincidentia oppositorum* in Gott. Wir können uns fürchten und Mut fassen, etwas als richtig und falsch in einem erfahren. Das Argument ist eben schon gefallen, und es ist ganz einfach: Bräuchten wir diesen komplexen Dis-

kurs, den die Künste darstellen, nicht, so hätten wir ihn nicht. Die Logik kultureller Evolution ist nicht willkürlich. Insofern **ist** Literatur und sind die Künste als solche Anthropologie. Sie sagen in ihrer spezifischen Struktur und Verfasstheit etwas darüber, was wir sind und wie wir sind und was wir nötig haben. Literatur, die Künste überhaupt sind in besonderer Weise das Medium, das es uns ermöglicht, uns in unserem Dasein in der Welt und in unserem Gegenüber-Sein zur Welt, also auch in unserem Subjekt-Sein, über uns selbst zu verständigen.<sup>(9)</sup> Wenn diese These richtig ist, kann man leicht seine Schlüsse ziehen, was es über uns sagt, träfe die immer wieder einmal zu hörende Behauptung vom Ende der Literatur und der Künste zu. Sie hätte wohl viel mit unserem Ende als Menschen in einem emphatischen und selbstreflexiven Sinne zu tun.

Nun will ich aber auch diesen Text noch ein wenig komplexer machen: Wären dann schlechte Kunstwerke und schlechte Texte solche, so möchte ich fragen, die unterkomplex sind, die also unsere Einbildungskraft nicht in Bewegung setzen, die uns nicht beschäftigen, die nicht viel zu denken geben? Das wäre wohl eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung. Offensichtlich gibt es nämlich herausragende ästhetische Gegenstände und Äußerungen, bei denen nicht Komplexität, Bewegung, Unruhe als zentrale ästhetische Erfahrungen anvisiert werden. An Werken der bildenden Kunst und der Architektur ist das leichter zu erläutern, weil sie, im Wortsinne, **evident** sind. Man kann beim griechischen Tempel und bei der romanischen Basilika schwerlich behaupten, dass die zentrale und erste ästhetische Erfahrung, die sie ermöglichen wollen, ästhetische Komplexität, zumindest: ästhetische Kompliziertheit ist – auch wenn sie tatsächlich viel komplexer sind, als sie scheinen mögen. Der Kundige kann das leicht zeigen. Sie aber vor allem als ästhetisch komplex beschreiben zu wollen, wäre ihnen wenig angemessen. Der wunderbar proportionierte, sparsam und vornehm dekorierte Ostchor des Kaiserdomes von Königsutter aus der Mitte des 12. Jahrhunderts mag das veranschaulichen. Oder ein Beispiel aus der Malerei des 20. Jahrhunderts: Die wunderbaren Bilder Mark Rothkos verdanken sich einem komplexen





Entstehungsprozeß. Aber ihre ästhetische Anmutung ist die des Ruhigen, Meditativen, nicht die des Herausfordernden und Komplexen. Das erfährt jedoch nur der, der das ungeduldige, vielleicht allzu gierige Haben-Wollen einer Bedeutung und eines Verstehens, des rasch verstehenden Besitzergreifens in sich zu mäßigen weiß.

Die Sehnsucht nach dem Einfachen, Nicht-Komplexen, zumindest: nach dem Nicht-Komplizierten, nach dem Elementaren durchzieht auch die Geschichte der Kunst und der Literatur seit der Antike. Sie zeigt sich auch und gerade wieder in der immer schneller wachsenden Komplexität der Moderne. Man kann darin die uralte Sehnsucht danach sehen, dass es für uns ‚moderne‘ Menschen nicht nur die Bewegung, das Schweifen, die Unruhe geben möge, sondern auch einmal das Nach-Hause-Kommen. Auch das kann ein Theologe wohl besonders leicht nachvollziehen. Der so großartige wie rätselhafte Steinkreis von Stonehenge muss wohl als Ausdruck eines Einverständnisses verstanden werden, dass die Ahnen mit ihrem Tod dorthin gegangen sind, wo sie hin wollen und auch sein sollen.

Gute Texte kennen diese Spannung ästhetischer Einfachheit und Komplexität und halten sie aus, schlechte nicht. Der Kitsch verspricht nur Heimat ohne Fremde. Darauf beruht seine triviale Faszinationskraft.

Zwei Beispiele zum Schluss für zugleich einfache und komplexe Texte:

Zunächst ein japanisches Tanka. (Tanka sind zweigliedrige Fünfzeiler mit Silbenfolge 5, 7, 5, 7, 7):

Das In-der-Welt-sein  
Läßt sich womit vergleichen?  
Als sei im Frühlicht  
Ein Boot hinausgerudert  
Das keine Spur zurückläßt.<sup>(10)</sup>

Dieses Tanka wurde um 700 n. Chr. verfasst. Die Eingangsfrage ist hochrhetorisch; sie eröffnet viele Tanka. Mit ihr hat man häufig einen Dichterwettbewerb begonnen.

Das Gedicht geht aufs Ganze. Es wirft eine grundsätzliche, ja: **die** grundsätzliche **Frage** schlechthin auf. Und es beansprucht, eine **Antwort** darauf zu geben. Es übernimmt damit **die** Aufgabe der Künste, die kein kultureller Diskurs sonst – außer dem der Religion – auf eine so komplexe Weise übernehmen kann: nämlich unsere Welt und unsere Existenz zu deuten. (Die Künste werfen nicht nur Fragen auf, und sie hinterfragen nicht nur. Sie geben auch Antworten, freilich: ästhetische, also ihrer eigenen Logik folgende Antworten!) Das Bild, mit dem das Gedicht das „In-der-Welt-sein“ deuten will, ist ganz einfach und doch unaufhebbar doppeldeutig, hoffnungsfroh und melancholisch und beides zugleich. Genutzt wird die in der westlichen Literatur seit der Antike ebenfalls so wichtige Existenzmetapher der Schifffahrt. Ein ganzes Universum von Texten ist damit aufgerufen. Das Boot unseres Lebens fährt im frühen, heraufkommenden Licht hinaus, **obwohl** es keine Spur hinterläßt. Das ist die eine mögliche Antwort auf die Eingangsfrage. Das Boot unseres Lebens fährt im frühen, heraufkommenden Licht hinaus, **aber** es hinterläßt keine Spur. Das ist die andere. Beide Antworten gelten, die mutige und trotzig genauso wie die melancholische.

Die große Lyrikerin Sarah Kirsch, von der das zweite Beispiel-Gedicht stammt, hat sich oft vom japanischen Haiku anregen lassen:

Ein Bauer

Ein Bauer mit schleifendem Bein  
Ging über das Kohlfeld, schwenkte den Hut  
Als wäre er fröhlich.<sup>(11)</sup>

*Ostchor und Apsis des Kaiserdomes von Königslutter, 1135 bis ca. 1150*

© Aufnahme: Ellen Beyn, Bielefeld

Das ist nicht zufällig ein Gedicht, das vom Leben auf dem Land handelt, wo es, wie es ein kultureller Topos seit der Antike will, friedlicher und überschaubarer zugehen soll als in der Stadt. Der Dreizeiler ist ein Als-ob-Gedicht, wie man es in der deutschen Literatur der Moderne häufiger antreffen kann. Freilich wählt Sarah Kirsch im Schlussvers den Konjunktiv II, so als wollte sie fragen: Was hat dieser Bauer auch den Hut zu schwenken, wo er doch mit seinem „**schleifenden Bein**“ über das „**Kohlfeld**“ geht! Er hat doch gar keinen Grund zu solcher Fröhlichkeit! Der Konjunktiv II wird im Deutschen als Wunschform und als Irrealis gebraucht. Unsere Umgangssprache unterscheidet zudem schon länger nicht mehr scharf zwischen Konjunktiv I und II. Auch in diesem Gedicht kann man nicht scharf unterscheiden. Sollte ein Bauer nicht entweder fest auf seinem Grund und Boden stehen oder rüstig und kraftvoll ausschreiten? Will es das Klischee nicht so? Aber es heißt hier nicht bloß ‚Feld‘, sondern „**Kohlfeld**“. Das drohende Klischee wird auch durch ironische Konkretion vermieden. Das ganze lyrische Bild ist in eine unauflösbare Ambivalenz gebracht.

Wer über das, was eine Universität sein sollte, nachdenken will, muss über Komplexität nachdenken, auch über ästhetische und kulturelle Komplexität, mit der sich die Geistes- und Kulturwissenschaften zu befassen haben. Mit Blick auf die Literatur, von der ich ein wenig nur gehandelt habe, heißt das: nachdenken über die Struktur und Eigentümlichkeit von besonderen Texten, die dann etwas taugen, wenn sie auf angemessene Weise von der Komplexität des Subjekts, der Welt und des Lebens sprechen, und die es uns so ermöglichen, uns besser zu verstehen und über uns selbst hinauszukommen. Die Beschäftigung mit solcher Literatur muss gepflegt werden, besonders in unseren Bildungseinrichtungen. Sie ‚pflegt‘ nämlich unser Denken und unser Empfinden; sie ‚pflegt‘ auch unsere geistige und sprachliche Aufmerksamkeit; sie ist der besonders ‚gepflegte Sprachgebrauch‘ unserer Kultur, der uns deshalb nicht gleichgültig lässt, weil er unser Denken und unser Empfinden in Bewegung setzt.

#### Anmerkungen

- (1) *Teile dieses Vortrages gehen zurück auf einige bereits veröffentlichte Thesen; vgl. Verf.: Gut und schön, schön und gut. 20 Fragmente zur Frage: Was ist gutes Deutsch in der Literatur? In: Armin Burckhardt (Hg.): Was ist gutes Deutsch? Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2007, S. 286-304.*
- (2) *Friedrich Hölderlin: Gedichte. Sämtliche Werke in drei Bänden. Kritische und kommentierte Edition, Bd. 2. Hg. von J. Schmidt, Frankfurt a. M. 1994, S. 575.*
- (3) *Thomas Fuchs: Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption, Stuttgart 2008.*
- (4) *Vgl. Manfred Frank: Selbstgefühl. Eine historisch-systematische Erkundung, Frankfurt a. M. 2002.*
- (5) *Der Althilologe Walter Burkert hat diese Kulturtheorie und Anthropologie des ‚Homo necans‘ aus vielen Belegen heraus entwickelt.*
- (6) *Vgl. hierzu Verf.: Mythos und Ritual, Leiden und Opfer. Ein strukturgeschichtlicher Versuch zur Tragödie. In: Anton Bierl/Rebecca Lämmle/Katharina Wesselmann (Hg.): Literatur und Religion 2: Wege zu einer mythisch-rituellen Poetik bei den Griechen, Berlin/New York 2007, S. 359-424; Verf.: „Ich suche / Mich selbst, und finde mich nicht mehr“. Das Selbst und die Tragödie unter den Bedingungen des Christentums (Sophokles, Kleist, Corneille, Racine, Schiller). In: Alexander Arweiler/Melanie Möller (Hg.): Vom Selbstverständnis in Antike und Neuzeit, Berlin/New York 2008, S. 239-270.*
- (7) *Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 2. Hg. von Helmut Sembdner, München 1961, S. 143.*
- (8) *Sylvia Müller / Ulrich Sander (Hg.): Weisheit für die Seele. Gute Gedanken für alle Tage, Freiburg i. Br. 2007.*
- (9) *Vgl. Oliver Jahraus: Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewußtsein und Kommunikation, Weilerswist 2003.*
- (10) *Aus: Tanka. Japanische Fünfzeiler. Ausgewählt und aus dem Urtext das Manyōshū, Kokinwakashū und Shinkokinwakashū übersetzt von Jan Ulenbrook, Stuttgart 1996 (UB 9611), S. 201.*
- (11) *Sarah Kirsch: Rückenwind, Ebenhausen bei München 1979, S. 47.*

#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Wolfgang Braungart  
 Universität Bielefeld  
 Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft  
 Tel. 0521|106-5264  
 Mail: wolfgang.braungart@uni-bielefeld.de

## Contemporary Problems of Modern Societies:

### Die Forschungsfelder in den Sozialwissenschaften an der Universität Vechta

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von Peter Nitschke

Die Sozialwissenschaften stehen weltweit vor dem Hintergrund der Globalisierung in einem Prozess der Umorientierung und Erneuerung der Fragestellungen für die Forschung. Vieles von dem, was im Zeitalter des Ost-West-Konflikts sozialwissenschaftlich für relevant gehalten wurde, weicht mittlerweile neuen Perspektiven und Wahrnehmungsfeldern, die sowohl methodologisch wie auch empirisch mitsamt modifizierter Theorien aufgearbeitet werden müssen. Es versteht sich, dass ein recht kleines Institut wie das an der Universität Vechta angesiedelte *Institut für Sozialwissenschaften und Philosophie* (ISP) nur einen Bruchteil der Fragestellungen behandeln kann, die in Deutschland ansonsten mit sehr vielen Ausdifferenzierungen in den Sozialwissenschaften, hier speziell innerhalb der Teildisziplinen *Politikwissenschaft* und *Soziologie*, untersucht werden. Dennoch greift das ISP einige zentrale Fragestellungen für die eigenen Forschungen in den nächsten Jahren auf und versucht sie in der interdisziplinären Verschmelzung von philosophischen, politikwissenschaftlichen und soziologischen Perspektiven innovativ zu erörtern. Hierzu ist eigens eine Reihe für das ISP in Zusammenarbeit mit dem Verlag *Peter Lang* (Frankfurt a. M.) gegründet worden, in der beginnend mit dem Jahr 2010 jährlich zwei bis drei Publikationen in Form von Monografien oder Sammelbänden erscheinen werden. Auch Dissertationen von Nachwuchswissenschaftler(inne)n werden in dieser Reihe präsentiert. Den Auftakt bildet hier die Dissertation von Astrid Freudenstein (Bd. 3 der Reihe) zum Thema *Die Machtphysikerin gegen den Medienkanzler*, eine Untersuchung unter Genderaspekten zur Qualität der Wahlkampfberichterstattung im Wahljahr 2005 in der medialen Konfrontation zwischen Angela Merkel und Gerhard Schröder.

Die Dissertation zeigt symbolisch an, worum es bei der sozialwissenschaftlichen Forschung am ISP geht, nämlich die Erörterung von strukturellen Problemfeldern und Effekten moderner Gesellschaften in ihren pluralisti-



schen, demokratischen Erscheinungsbildern. Hierzu geht die Fokussierung der Forschungsfragen im Einzelnen auf folgende Leitbilder:

- I. Die Hinterfragung der Struktur moderner Gesellschaften in ihrer sozialen, politischen und ökonomischen Disposition. Das beinhaltet auch kritische Erörterungen darüber, was eigentlich als *modern* bezeichnet werden kann und was nicht.
- II. Die *Entgrenzung* von Staatlichkeit ist das Kennzeichen der Globalisierung schlechthin. Dies führt zu neuen Formen von intergouvernementalen Handlungen und Vernetzungsstrategien zwischen nationalen Regierungen und Gesellschaften. In Form von Regionalanalysen werden hier im ISP sowohl empirisch wie auch theoretisch diese Erscheinungsformen analysiert, vorrangig an den Arbeitsfeldern der Europäischen Strukturpolitik, mitunter aber auch im Bereich interkontinentaler Problemfelder.
- III. Mit der Entgrenzung staatlicher Aufgaben und Leistungen fällt die Thematik der weltumspannenden Migrationsbewegungen zusammen, die hier in Form der Integrationspotenziale moderner Gesellschaften, insbesondere konkret

*Vor dem Hintergrund der Globalisierung stehen die Sozialwissenschaften weltweit in einem Prozess der Umorientierung und Erneuerung der Fragestellungen für die Forschung.*

© Stephanie Hofschlaeger/PIXELIO.de

*Mit der Entgrenzung staatlicher Aufgaben und Leistungen fällt die Thematik der weltumspannenden Migrationsbewegungen zusammen.*

© Dieter Schütz/PIXELIO.de

**Mi|g|ra|nt**, der; -en, -en <lat.>  
(Soziol. Aus- od. Einwanderer);  
**Mi|g|ra|nt|in**  
**Mi|g|ra|ti|on**, die; -, -en <lat.> (Biol.,  
Soziol. Wanderung); **mi|g|rie|ren**  
(Fachspr.)

am Beispiel regionaler Analysen (hier spezifisch der Nordwesten Niedersachsens mit seiner hohen Population von Spätaussiedlerfamilien) in empirischen Projekten untersucht wird. Dies in enger Zusammenarbeit mit regionalen und lokalen Institutionen (etwa der Stadt Cloppenburg oder dem Landkreis Vechta).

VI. Schließlich bildet eine *normativ* ausgerichtete Demokratietheorie das modellhafte Rückgrat der o. g. Forschungsfelder, indem von hier aus epistemologische Leitbilder für die einzelnen empirischen Forschungsfragen vermittelt und durch die dort erzielten Arbeitsergebnisse korrelativ für die Theorie hinsichtlich einer

Der Reichstag in Berlin -  
ein Symbol der Demokratie

© Michael-Werner Nickel/PIXELIO.de



IV. Aspekte von Gender-Mainstreaming spielen hierbei eine besondere Rolle in der Forschungsperspektive, werden doch geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen verstärkt unter Diversity-Phänomenen diskutiert. Auch hierfür sind konkrete empirische, regional ausgerichtete Projekte in der Bearbeitung.

Modifizierung der Inhalte und Interpretamente eingebracht werden können. Insofern versteht sich die sozialwissenschaftliche Forschung am ISP auch ganz grundsätzlich als Beitrag zur allgemeinen Politischen Bildung in Deutschland.

V. Die *Vergleichende Perspektive* gehört zu den unter I bis IV genannten Arbeitspunkten elementar dazu, wobei das ISP hier insbesondere das Augenmerk auf interkontinentale Ländervergleichsstudien richtet (etwa am Beispiel der Sozialstrukturanalyse zwischen Brasilien und Deutschland oder der EU und Russland).



Auch interkontinentale Ländervergleichsstudien werden am ISP der Vechtaer Hochschule getätigt, so beispielsweise Sozialstrukturanalysen zwischen Brasilien und Deutschland oder der EU und Russland.



#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Peter Nitschke  
Hochschule Vechta - Universität  
Institut für Sozialwissenschaften und Philosophie (ISP)  
Tel. 04441|15-288  
Mail: peter.nitschke@uni-vechta.de

## Gender & Diversity

### Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von **Corinna Onnen-Isemann**

Der Lehr- und Forschungsschwerpunkt Gender Studies ist an der Universität Vechta in der Professur für Soziologie verankert. Im Folgenden werden die inhaltlichen Anknüpfungsmöglichkeiten von Gender & Diversity skizzenhaft dargestellt.

#### Theoretischer Ansatz

In wissenschaftlicher Hinsicht ging es in der Frauenforschung der 1970er Jahre noch vorrangig darum, Unterschiede zwischen Männern und Frauen aufzuzeigen und zu benennen, Informationen von Frauen und über Frauen zur Verfügung zu stellen und Kritik zu üben am Ausschluss von Frauen aus weiten Teilen der Gesellschaft. Dies alles geschah im Vergleich zur männlich strukturierten Lebenswelt. Gender Studies begannen in Deutschland gegen Ende der 1980er Jahre da, wo die Frauenstudien aufhören: mit der kritischen Einsicht in die Mechanismen, die mit der Hierarchisierung von Männern und Frauen einhergehen. Gender Studies beschäftigen sich mit der Konstruktion von „weiblich“ und „männlich“, sowie mit damit verbundenen Über- und Unterordnungen, mit den Geschlechterverhältnissen und mit der Problematisierung der Kategorie Gender. Man will erkennen, wie in alltäglichem Verhalten und in Einstellungen von Männern und Frauen soziale Realitäten festgelegt werden und Fähigkeiten entwickeln, die dazu beitragen, dass beiden Geschlechtern neue und vielfältige Entscheidungsmöglichkeiten gegeben werden.

In den letzten Jahrzehnten seit der Zweiten Frauenbewegung hat es verschiedene Versuche der politischen Intervention gegeben: unter dem Einfluss der Frauenbewegung sollte einseitig die Lage der Frauen verbessert werden, unter der Gender-Perspektive soll die Diversität der verschiedenen Frauen (und auch der Männer) berücksichtigt werden. Demzufolge existieren verschiedene Instrumente (z. B. Frauenförderung, Quotierungen). In den letzten zehn Jahren kam das Konzept des Gender Mainstreaming hinzu.

Darunter ist die gezielte Intervention in bestehende Geschlechterstrukturen zu verstehen. Es ist ein Auftrag an die Spitze eines Unternehmens und an alle Beschäftigten zugleich. Um das Ziel der Gleichstellung von Frauen und Männern effektiv verwirklichen zu können, werden die unterschiedlichen Interessen, Lebenssituationen in der Struktur, Gestaltung von Prozessen und Arbeitsabläufen, in den Ergebnissen der Produktion und in der Steuerung von vornherein berücksichtigt.

Die Umsetzung von „Gender Mainstreaming“ zielt auf eine nachhaltige Veränderung von Strukturen, erweitert die individuelle Förderung von Männern und Frauen und baut somit ihre Benachteiligung in einzelnen Bereichen ab. Gender Mainstreaming richtet sich aber nicht nur an Frauen, sondern auch an Männer und zwar überall dort, wo Männer direkt einen Anteil an der bestehenden Benachteiligung von Frauen haben, und auch dort, wo Männer durch männliche Geschlechtsrollenstereotype eingeeengt oder ausgegrenzt werden. In diesem Fall geht es nicht um eine individuelle Männerförderung, sondern um die Veränderung von Strukturen, die das Leben jenseits der Geschlechtsrollenstereotype ermöglicht.

Diese Perspektive schaut ganzheitlich und prozessorientiert auf das Unternehmen und die Organisation und soll damit zu einer positiven Veränderung der betrieblichen Chancengleichheit von Männern und Frauen führen. Dafür reicht es nicht – wie bislang vielfach getan – Kinderbetreuung einzurichten oder Teilzeitarbeitsplätze anzubieten. Die Maßnahmen werden in das betriebliche Umfeld eingebunden und auf Strukturen, Leitbilder, Führungskultur und Werte des Unternehmens zugeschnitten. „Gender Mainstreaming“-Aktivitäten können auf allen Ebenen des Unternehmens ansetzen: der Organisationsstruktur, des Unternehmensleitbildes, der Personalentwicklung, der Führungskultur, der Führungskräfteentwicklung und der Kompetenzentwicklung. Einen Einblick in die Umset-



In Kanada nennt man sie die „Famous Five“: Fünf Damen erstritten dort 1929 das Recht, dass auch Frauen in den Senat, die zweite Kammer des kanadischen Parlaments, berufen werden können.

Am Bundesparlament in Ottawa erinnern Bronzedenkmäler an sie. Eine der Frauen hält eine bronzene Zeitungsseite in der Hand, die die (englische und französische) Schlagzeile vom 18. Oktober 1929 trägt: „Frauen sind Personen“.

© Astrid Haindl/PIXELIO.de

zung dieser theoretischen Ansätze gibt die folgende Übersicht.



Die soziologische Genderforschung an der Hochschule Vechta ist interdisziplinär angelegt.

© Stephanie Hofschlaeger/PIXELIO.de

#### Umsetzung von Gender & Diversity

##### in der Soziologie an der Universität Vechta

Gemäß dieses theoretischen Ansatzes ist die soziologische Genderforschung interdisziplinär und stets mit einem praktischen Anwendungsbezug. Zurzeit bearbeiten wir folgende Gender-Forschungsprojekte:

1.) Lehrforschungsprojekt an der virtuellen Hochschule Bayern (vhb) mit der Implementierung eines vollständigen online Lehrangebotes zum Thema „Gender & Diversity“. Dies ist bundesweit das einzige vollständig absolvierbare online Lehrmodul zum Thema; die technische und strukturelle Kooperation erfolgt mit der Ludwig-Maximilian-Universität München (Frauenbüro, Ltg. Dr. Margit Weber, Virtuelle Hochschule der LMU, Ltg. Armin Rubner). Dieses Projekt ist in 15 bayerische Universitäten und (Fach)Hochschulen eingebunden und wird zunächst bis 2014 laufen.

2.) Im Projekt „Schwesternbeziehungen im Lebensverlauf“ untersuchen wir im Rahmen einer Dissertation, wie soziale Kategorien und Prozesse (familiäre Sozialisation, Bildung, lebenslanges Lernen) die Schwesternbeziehung beeinflussen und mit welchen Sinnmustern Schwestern selbst auf ihre Beziehung zueinander Bezug nehmen. Hierzu werden biographische Interviews mit Schwestern im höheren und hohen Alter erhoben und mit einem integrativen, hermeneutischen Analyseverfahren ausgewertet (Vera Bollmann, M.A.).

3.) Das Austauschprojekt mit der Universidade Federal da Paraíba (UFPB) in Brasilien ist ebenfalls im Fach Soziologie angesiedelt (Ltg. Dr. Stephan Sandkötter). Im Rahmen dieses Projektes wurden im August/September 2009 Forschungskontakte mit der Frauenrechtsorganisation „Cunhã“ in João Pessoa, Brasilien aufgebaut. Cunhã gilt insbesondere im Bundesstaat Paraíba als eine bekannte und renommierte Nichtregierungsorganisation (NGO) mit dem Arbeitsschwerpunkt „Frauen in prekären Lebenssituationen“, speziell im Zusammenhang mit Gesundheit, Diskriminierung und häuslicher Gewalt. Die Mitarbeit an zwei Projekten konnte während des Aufenthalts realisiert werden und wird zukünftig intensiviert (Ltg. Vera Bollmann, M. A.).

4.) Das Projekt Systemimmanente Benachteiligungen von Frauen im deutschen und japanischen Gesundheitswesen ist in der Organisationsphase und wird gemeinsam mit Prof. Dr. Toshihiko Hara von der Universität Sapporo durchgeführt.

5.) Verbleibsstudie „Fachkräftemangel im Oldenburger Münsterland“: In dieser Studie gehen wir gemeinsam mit dem ZER (Wissenschaftl. Zentrum für Ernährungswirtschaft und ländliche Räume, Johannes Wilking) der Frage nach, wo die Schulabsolventen und -absolventinnen der Abschlussjahrgänge 1985 und 1995 geblieben sind und was die Region gegebenenfalls für eine Rückkehr ihrer Absolvierenden tun kann. Bislang ist unklar, wo die Schulabgänger welche Berufe erlernen bzw. was sie studieren, wo sie anschließend erwerbstätig sind, wer die Region verlässt und wer bleibt, und – vor allen Dingen – wo die qualifizierten Frauen bleiben.

6.) In Zusammenarbeit mit PD Dr. Rita Stein-Redent ZDR (Zentrum für deutsch-russischen Wissenstransfer) sollen Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder von russlanddeutschen Jugendlichen erforscht werden. Ziel dieses Projektes ist es herauszuarbeiten, ob ein besseres Verständnis der Jugendkulturen der Migrantenkinder einen Beitrag zur Migrationsproblematik, die sich besonders in der Region um Vechta und Cloppenburg durch Arbeitsmigranten aus Osteuropa ergibt, liefert. Der Projektantrag erfolgt beim BMBF.

7.) Des Weiteren befindet sich ein Arbeits- und Diskussionsforum „Gender ImPuls Vechta“ im Aufbau. Dieses Forum soll die am Thema Gender Forschenden der Universität Vechta, öffentliche Institutionen und Betriebe in der Region miteinander ins Gespräch bringen. Themen werden u. a. sein: Realisierung von Chancengleichheit von Männern und Frauen beim Zugang zu Führungspositionen, Beseitigung von Diskriminierungen bei der Arbeitsgestaltung, Erleichterung der Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben für Frauen und Männer ohne diskriminierende Folgen, Erhöhung der Gleichstellungskompetenz und -motivation von Führungskräften.

#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Corinna Onnen-Isemann  
Hochschule Vechta - Universität  
Institut für Sozialwissenschaften u. Philosophie (ISP)  
Tel. 04441|15-305  
Mail: corinna.onnen-iseemann@uni-vechta.de

## Bildungschancen und Befähigungen als interdisziplinäre Forschungsperspektive

### Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von Nina Oelkers

Ausgehend von der Idee, Bildungs- und Wohlfahrtsforschung in einer Perspektive von Befähigungsgerechtigkeit zusammen zu führen, geht es nicht nur um ein interdisziplinär angelegtes Zusammendenken von Bildung und Wohlfahrt, sondern darüber hinaus um die Entwicklung einer sinnvollen Metrik für die Leistungen beider Systeme. Soziale Arbeit ist hier als Teil des Wohlfahrtssystems zu verstehen; sie ist an der personenbezogenen Wohlfahrtsproduktion wesentlich beteiligt.

Internationale Vergleichsstudien wie TIMSS, PISA, IGLU und DESI haben Fragen nach der Chancengleichheit im Bildungssystem wieder in den Mittelpunkt gerückt: Denn die Chance des Besuchs eines Gymnasiums für ein Kind aus einem Elternhaus mit hohem sozialen Status ist 3,1-mal so hoch wie für ein Facharbeiterkind mit gleichen kognitiven Fähigkeiten. Bei Kindern, deren Eltern beide im Ausland geboren sind, ist diese Chance sogar rund 4,4-mal niedriger (vgl. PISA 2006, 2001). Spätestens seit den 1960er-Jahren richten sich die Kritiken am bundesdeutschen Bildungssystem darauf, dass rein formal zwar alle Kinder und Jugendliche Zugang zu Bildungseinrichtungen haben, faktisch aber soziale Mechanismen der Reproduktion von Ungleichheit wirksam sind, die zur Exklusion Angehöriger niedriger Sozialschichten führen.

Die Thematisierung von Chancengleichheit im Bildungssystem erfolgt dabei nicht nur in erziehungswissenschaftlichen Debatten. Die Möglichkeiten der Verringerung sozialer Selektivität werden zunehmend auch als wirtschaftlich relevante Frage thematisiert. Hier geht es zwar auch um Bildungsgerechtigkeit, aber insbesondere um eine höhere Ausschöpfung von Bildungsreserven und die Bildung von Humankapital. So ging es beispielsweise im Jahresgutachten zur Bildungsgerechtigkeit von der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft e.V. (vgl. VBW 2007), um die Verbesserung der volkswirtschaftlich relevanten „Begabungsausschöpfung“ und um die Effizienz des Bildungssystems insgesamt. In diesem Kontext ist die Forderung nach Effi-

zienz eng mit der utilitaristischen Frage verkoppelt, inwiefern Bildungsausgaben zu einer Entlastung des Gesamtsystems führen würden. Im Mittelpunkt steht also die Frage des gesellschaftlichen Nutzens. Zudem verbirgt sich hinter dem hier verwendeten

Begriff der Bildungsgerechtigkeit eine klassische Vorstellung von Chancengleichheit, aus deren Perspektive die Aufgabe des Bildungssystems darin liegt, für gleiche Ausgangsbedingungen zu sorgen, nicht jedoch das bestehende System einer hierarchischen Sozialordnung in Frage zu stellen.

Worum soll es aber bei der Messung von Leistungen des Bildungs- und Wohlfahrtssystems mit Blick auf eine gerechte Verteilung von Bildungschancen gehen? Eine Antwort auf diese Frage könnte die Gleichverteilung von Mitteln sein. Allerdings benötigen Menschen unterschiedlich viele Ressourcen, um als Gleiche auftreten zu können. Zum Beispiel gibt es Gruppen von Kindern und Jugendlichen – wie Kinder und Jugendliche mit Behinderungen, mit Erkrankungen oder anderen sozialen Benachteiligungen etc. – die ein Mehr an bestimmten Gütern brauchen, um dann erst als Gleiche auftreten zu können. Aus diesem Grund kann es nicht ausreichend sein, nur die Mittelverteilung in den Blick zu nehmen. Die Forderung nach Gleichheit im Sinne einer Gleichverteilung von Mitteln kann somit zu starken Ungleichheiten führen, denn Menschen haben unterschiedliche Möglichkeiten und Fähigkeiten, Ressourcen zur Verwirklichung ihrer Bedürfnisse zu nutzen. Und in der Regel sind es eben jene, die mit weniger Möglichkeiten, Fähigkeiten und/oder Ressourcen ausgestattet sind, welche in den Fokus Sozialer Arbeit geraten.

Die Berücksichtigung von ‚Befähigungen‘ bietet somit eine angemessenere Perspektive auf gerechte Bildungschancen. Wenn Chancengleichheit nicht mehr lediglich als Gleichheit der Startbedingungen, sondern als Gleichheit der Verwirklichungs- bzw. Befähigungschancen verstanden wird, geraten auch



*Die Thematisierung von Chancengleichheit im Bildungssystem erfolgt nicht nur in erziehungswissenschaftlichen Debatten.*

© Stephanie HofschlaegerPIXELIO.de



Die Forderung nach Gleichheit im Sinne einer Gleichverteilung von Mitteln kann zu starken Ungleichheiten führen, denn Menschen haben unterschiedliche Möglichkeiten und Fähigkeiten, Ressourcen zur Verwirklichung ihrer Bedürfnisse zu nutzen.

© Stephanie HofschlaegerPIXELIO.de

jene Menschen in den Blick, die ‚mehr‘ brauchen, um als Gleiche auftreten zu können. Chancengleichheit ist dann weniger als Bildungsgerechtigkeit im Sinne einer Gleichverteilung von Startchancen zu verstehen, sondern ist als Befähigungsgerechtigkeit zu konzipieren.

Hier setzt der so genannte Capability Approach oder Befähigungsansatz an. Im Rahmen dieses Ansatzes werden die Verwirklichungschancen des Menschen in den Vordergrund gestellt und Chancengleichheit wird als Gleichheit zentraler Chancen auf die Verwirklichung von als wertvoll erachteter Lebensweisen und Wohlergehen konzipiert. Chancengleichheit in diesem Sinne ist nicht Mittel zu mehr Effizienz oder Nutzen, sondern ist Selbstzweck im Sinne einer Verwirklichung des Menschseins (vgl. Nussbaum 2002, 1988). Das wesentliche Argument dieses Ansatzes lautet, dass das Maß zur Beurteilung sozialer Gerechtigkeit und Wohlfahrt die Menge *gesellschaftlich eröffneter* Befähigungen und Verwirklichungschancen von AkteurInnen ist. Ein zentraler Wert menschlichen Lebens ist dabei Fähigkeit und Möglichkeit von Personen, ihre Lebensweisen selbst wählen zu können. ‚Capabilities‘ stehen hier für den Handlungsspielraum einer möglichen gesellschaftlichen Praxis von Personen.

Indem der Capability Ansatz als Theorieperspektive für die Beurteilung der Leistungen des Bildungs- und Wohlfahrtssystems nutzbar gemacht wird, stehen Begriffe der sozialen Gerechtigkeit, der Lebensqualität und des guten Lebens im Mittelpunkt des theoretischen Interesses: Es geht um die Umsetzung einer umfassenden Konzeption von Lebensstandard und Lebensqualität in eine Politik sozialer Gerechtigkeit, denn grundlegende menschliche Fähigkeiten können nicht (ausschließlich) als angeborene Eigenschaften betrachtet werden und müssen folglich durch Fürsorge, Bereitstellung von Ressourcen, Erziehung und Bildung entwickelt werden. In diesem Politikverständnis gehört es zu den ureigensten Aufgaben eines Staates bzw. staatlicher Systeme, die Bedingungen für diese Entwicklungsprozesse sozial gerecht einzurichten (vgl. Nussbaum 1990).

Im Theorieprofil des Befähigungsansatzes werden die disziplinären Perspektiven von Philosophie, Ökonomie, Politik, Psychologie,

Erziehungs- und Sozialwissenschaften sinnvoll zusammengeführt. Empirisch liegt die Herausforderung dieser Perspektive darin, ein möglichst komplexes Bild mit einem umfassenden Bündel an Indikatoren zu zeichnen. Hierzu werden Informationen zur Bemessung von Benachteiligung, Armut, Verteilungsgerechtigkeit oder Chancengleichheit etc. kombiniert. Als empirischer Ansatz ist die Befähigungsperspektive vor allem in der internationalen Wohlfahrtsmessung aufgegriffen worden. Mit der inter- oder sogar transdisziplinären Befähigungsperspektive bietet sich ein gerechtigkeits-theoretisch fundierter Ansatz zur systematischen Evaluation und Relationierung von Bildungs- und Wohlfahrtsleistungen.

Der Capability Approach eröffnet einen theoriegeleiteten und konzeptuellen Rahmen zum Verständnis von menschlichem Wohlergehen, positiven Freiheiten und Handlungsfreiheit (agency) in der Perspektive von sozialer Gerechtigkeit und demokratischer Deliberation.

#### Literatur

- Nussbaum, M.C. (1988): *Die Natur des Menschen, seine Fähigkeiten und Tätigkeiten. Aristoteles über die distributive Aufgabe des Staates.* In: Nussbaum, M.C. (Hrsg.) 1999. *Gerechtigkeit oder das gute Leben.* Frankfurt/M., S. 86–130
- Nussbaum, M.C. (2002): *Beyond the social contract. Toward global justice.* In: McMurrin, S.M. (Hrsg.) *The Tanner Lecture on Human Values.* Cambridge, S. 415–507
- Nussbaum, M.C. 1990. *Aristotelian social democracy.* In: Douglass, R.B./Mara, G.M./Richardson, H.S. (Hrsg.) *Liberalism and the Good.* London: Routledge. 203–252.
- PISA (Hrsg.) (2006): *PISA 2003. Untersuchungen zur Kompetenzentwicklung im Verlauf eines Schuljahres.* Münster
- PISA. (2001): *PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich.* Opladen
- VBW (Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft e.V.). (2007): *Bildungsgerechtigkeit. Jahresgutachten 2007 (verfasst durch: Blossfeld, H.-P./Bos, W./Lenzen, D., et al.).* Wiesbaden: VS Verlag

#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Nina Oelkers  
Hochschule Vechta - Universität  
Institut für Soziale Arbeit,  
Bildungs- und Sportwissenschaften (ISBS)  
Tel. 04441|15-615  
Mail: nina.oelkers@uni-vechta.de



## Perspektiven interdisziplinärer Vertrauensforschung

### Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von **Martin K. W. Schweer**

#### Eine kurze Einführung

War in den 1990er Jahren das Konstrukt *Vertrauen* ein insgesamt (und vor allem im Kanon der empirischen Wissenschaften) wenig beachtetes und unpopuläres Forschungsfeld – so fehlte bspw. bis 1987 eine wissenschaftliche Definition von Vertrauen im psychologischen Wörterbuch von Dorsch (Siegrist, 2001) – lässt sich mit Blick auf den Status Quo nunmehr gegenteiliges ausmachen: Als Suchbegriff bei Google eingegeben, liefern die Begriffe *Trust* resp. *Vertrauen* dem interessierten Leser 250 Millionen resp. 12 Millionen Treffer. Auch in den für die psychologischen Teildisziplinen relevanten *Psychological Abstracts* ist die Flut der Einträge mittlerweile kaum noch zu bewältigen. Vertrauen ist also zu einem zentralen Topos der Sozial- und Organisationswissenschaften avanciert; im Zuge der Einwerbung von Drittmitteln ist Vertrauen mittlerweile ebenfalls ein attraktives und förderwürdiges Subjekt, und dies primär in der anwendungsorientierten Forschung.

#### Ziele des Zentrums

##### für Vertrauensforschung (ZfV) an der Hochschule Vechta

Das seit dem Jahre 1998 an den Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie angegliederte ZfV berücksichtigt stets grundlagen- und anwendungsorientierte Forschungsanteile. Im Zentrum der Arbeit stehen Genese, Verlauf und Korrelate personalen und systemischen Vertrauens für die verschiedenen Bereiche des gesellschaftlichen Zusammenlebens; hierzu gehören insbesondere die Familie, professionelle Einrichtungen des Erziehungs- und Bildungswesens, aber auch Organisationen der Wirtschaft und Verwaltung bis hin zu politischen Teilsystemen. Ausgehend von einem *dynamisch-interaktionistischen Paradigma* (Mischel, 2004) sind für die Varianzaufklärung im Zuge des Vertrauensphänomens stets gleichermaßen personale und situationale Bedingungen zu berücksichtigen; die *differenzielle Vertrau-*

*enstheorie* (Schweer, 1996, 1997a) bildet den diesbezüglichen theoretischen Rahmen, der Elemente einer langen Tradition konkurrierender Ansätze der Vertrauensforschung integriert. Aus den empirisch gewonnenen Ergebnissen durchgeführter Untersuchungen resultieren Beiträge zur Lösung konkreter Probleme in der Praxis; Erziehungs-, Bildungs-, Organisations- und Politikberatung sind dementsprechend wichtige Aufgabenbereiche des ZfV.



Die Eltern-Kind-Beziehung ist ein Beispiel für „Personales Vertrauen“

© Harry Hautumm/PIXELIO.de

Am ZfV werden also (vertrauensrelevante) Themen der Bildungs- und der Organisationsforschung betrachtet: Bildungswissenschaftlich fokussiert wird primär das Vertrauen in der *Lehrer-Schüler-Beziehung*. Neben der speziellen Formulierung situativer Antezedenzen für pädagogische Felder im Rahmen der differentiellen Vertrauensstheorie und der theoretischen Einbettung verwandter Konstrukte in den eigenen wissenschaftstheoretischen Hintergrund (u. a. Schweer, 2008a, b), sind vielfältige empirische Untersuchungen durchgeführt worden (Schweer, 1997b, c), die Korrelaten von Vertrauen nachgehen und den Zusammenhang von Vertrauen, Motivation und Leistung nachspüren (Schweer, & Bertow, 2006; Thies, 2002, 2005). Der Wissenstransfer in die Praxis wird durch zielgruppenspezifische Aufbereitungen der Erkenntnisse sichergestellt (exemplarisch hierzu Schweer & Padberg, 2002; Thies, 2009).



Im Bereich der Organisationsforschung liegt die Formulierung von *Vertrauen als Organisationsprinzip* im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses (Schweer, 2003; Schweer & Thies, 2003). Vertrauen wird intraorganisational (etwa über die Vorgesetzten-Mitarbeiter-Beziehung) operationalisiert, aber auch inter- und extraorganisationale Aspekte (bspw. Fragen von Glaubwürdigkeit oder der Risikokommunikation) werden beleuchtet (Schweer & Thies, 2005).



Auch bei Geschäftsabschlüssen spielt das Vertrauen eine große Rolle.

© Konstantin Gastmann-Goenz/PIXELIO.de

#### *Ausgewählte Ergebnisse der Vertrauensforschung*

Vertrauen als *soziale Einstellung* mit einer kognitiven, emotionalen und behavioralen Komponente (Rosemann & Kerres, 1986) ist essentiell für die Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen. Sozialisationsbedingt verfügen wir über interindividuell verschiedene Vorstellungen darüber, in welchen Lebensbereichen wir anderen Personen vertrauen können bzw. ihnen eher misstrauen sollten. Ferner machen wir die Vertrauenswürdigkeit an spezifischen Eigenschaften unserer Interaktionspartner fest, diesbezüglich relevante Merkmale sind etwa Ehrlichkeit, Glaubwürdigkeit, Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit (Schweer & Thies, 2005; Thies, 2009). Ganz entscheidend ist der Umstand, dass wir ohne Vertrauen nicht überlebensfähig sind, da über das psychologische Konstrukt Vertrauen bei uns zentrale *Sicherheits- und Kontrollbedürfnisse* befriedigt werden (Luhmann, 2000). Auf diese Weise sind wir bspw. subjektiv der Überzeugung, uns "guten Gewissens" in die Hände einer anderen Person (etwa eines Arztes) begeben oder auch die Verantwort-

ung für wichtige Entscheidungen an eine Institution (etwa eine politische Partei) abgeben zu können. Wir "wissen" dann, dass wir kontrollieren können, was mit uns geschieht - auch wenn dies realiter nicht selten ein Trugschluss ist. *Personales Vertrauen* (= Vertrauen in konkrete Interaktionspartner, wie in der Eltern-Kind-, Lehrer-Schüler-, Vorgesetzten-Mitarbeiter-Beziehung) und *systemisches Vertrauen* (= Vertrauen in gesellschaftliche Systeme und Institutionen wie Regierung, Parteien, Gewerkschaften, Kirchen oder Organisationen) sind hierbei aber nicht unabhängig voneinander, konstituiert sich doch systemisches Vertrauen immer auch über die wahrgenommene Vertrauenswürdigkeit der relevanten Repräsentanten eines sozialen Systems. Darüber hinaus spielt für deren Vertrauenswürdigkeit eine entscheidende Rolle, inwieweit sie sich an ethisch-moralischen Grundsätzen (etwa Integrität, Toleranz, Respekt, Fairness, Transparenz; s. Schweer & Thies, 2003) und Gerechtigkeitsprinzipien orientieren (Preisendörfer, 1995), die Frage der Gewährleistung einer Verteilungsgerechtigkeit materieller und immaterieller Güter innerhalb des Systems ist dabei von herausgehobener Relevanz (Aryee, Budhwar, & Chen, 2002). Grundsätzlich gilt bei diesen Überlegungen: Nicht die objektive Wirklichkeit ist für das individuelle Verhalten ausschlaggebend, sondern vielmehr das subjektive Erleben der in den sozialen Systemen agierenden Personen.

Vor dem Hintergrund der fundamentalen Bedeutung von Vertrauen für das subjektive Wohlbefinden verwundert es nicht, dass es nach den Ereignissen von 9/11 zu einer erheblichen Intensivierung der internationalen Vertrauensforschung gekommen ist, sind doch hierdurch global gesellschaftliche und persönliche Sicherheits- und Kontrollbedürfnisse massiv erschüttert und erlebte Unsicherheit erhöht worden, weshalb Vertrauen als stabilisierender Faktor umso virulenter wurde (Fritsche & Fischer, 2009).

Erlebtes Vertrauen ist keineswegs „nur“ eine soziale Klimavariablen, Vertrauen ist mit elementaren Komponenten der Effektivität und Effizienz verbunden. Entsprechende empirische Arbeiten weisen in diesem Sinne darauf hin, dass positive Vertrauensbeziehungen mit einer Steigerung von Motivation und Anstren-

gungsbereitschaft einhergehen, ferner ergibt sich eine höhere Zufriedenheit des Individuums für das Agieren in dem jeweils in Frage kommenden sozialen Kontext (s. zusammenfassend Neubauer, 2006). Aus diesen Ergebnissen lassen sich demnach entsprechende Schlussfolgerungen für die verschiedenen Anwendungsbereiche (Erziehung, Schule und Ausbildung, Beruf, Leistungssport, Politik) ziehen.

*Aktuelles Forschungsprojekt am ZfV:*  
**VERMIKO**



Das Verbundprojekt **VERMIKO** (= Vertrauens-Managementsysteme für Innovations-Kooperationen in Produkt- und Dienstleistungs-entwicklungsprozessen; Gesamtvolumen ca. 1,4 Millionen Euro; s. a. [www.vermiko.com](http://www.vermiko.com)) speist sich aus Fördermitteln des BMBF und des ESF, es ist dem Förderschwerpunkt „Vertrauenskulturen und Innovationsstrategien“ im Rahmen der Förderlinie „Balance von Flexibilität und Stabilität in einer sich wandelnden Arbeitswelt“ zuzuordnen. Das interdisziplinär angelegte Projekt wird gemeinsam mit dem Institut für Arbeitswissenschaft der RWTH Aachen sowie dem Institut für Arbeitswissenschaft und Technologiemanagement der Universität Stuttgart unter der Konsortialführung des ZfV durchgeführt. Ausgehend von der differentiellen Vertrauens- theorie und der Erkenntnis, dass risikobehaftete Kooperationsnetzwerke als Basis für die Generierung marktfähiger, innovativer Produkte essentiell sind, wird hier das Ziel anvisiert, die vertrauensvolle Zusammenarbeit in den verschiedenen Phasen eines kooperativen Entwicklungsprozesses zu optimieren. Es soll ein adaptives *Vertrauens-Managementsystem* basierend auf der Identifikation differentieller Problemszenarien in den unternehmerischen Kooperationsbeziehungen generiert, implementiert und evaluiert werden. Dafür ist über den gesamten Projektverlauf geplant, die betrieblichen Verbundpartner stark einzubinden, um handlungsleitend eine unmittelbare Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis zu gewährleisten und dabei grundlagen- und anwendungsorientierte Forschungs- anteile eng miteinander zu verzahnen. Durch die Bedarfsorientierung sollen wesentliche In-

halte intra-, inter- und extraorganisationalen Vertrauens erfasst werden, die dann im Rahmen des flexiblen Vertrauens-Management- systems für differente Unternehmensanfor- derungen in der Praxis implementiert und trans- feriert werden können. Entscheidend ist hier die spezifische Auswahl der Unternehmen, deren Spannweite vom KMU bis zum Groß- unternehmen mit internationaler Aktivität reicht und die alle aus verschiedenen Bran- chen kommen (Landmaschinentechnik, Bera- tungs- und Planungsunternehmen, Automobi- lindustrie); folglich decken die Unternehmen Kooperationsszenarien über alle Felder intra-, inter- und extraorganisationalen Vertrauens auf nationaler und internationaler Ebene ab. Auf diese Weise kann dann das entwickelte Managementsystem für ganz unterschiedliche Unternehmensanforderungen in der Pra- xis Anwendung finden.



### **Perspektiven der Vertrauensforschung**

Nimmt man die Anforderung weiterhin ernst, dass sich Forschung der Lösung gesellschaftlicher Probleme widmen muss, so sind angesichts der sich unstrittig erheblich verän- derten und sich weiterhin verändernden For- schungslandschaft Interdisziplinarität, prakti- sche Verwertbarkeit und die Einbeziehung der avisierten Profiteure von Forschung in den Forschungsprozess selbst wichtige Bau- steine erfolgversprechender Projekte. Die gleichzeitige Beachtung von regionalen Be- zügen und internationaler Ausdehnung sind für den Standort Vechta dabei essentiell. Die Vertrauensforschung im speziellen wird sich künftig u. a. verstärkt mit dem Stellen- wert erlebten *Misstrauens* für das soziale Mit-

*Vertrauen als Baustein für  
erfolgreiche Teambildung*

© Ernst Rose/PIXELIO.de



Die Vertrauensforschung wird sich künftig u. a. verstärkt mit dem Stellenwert erlebten Misstrauens für das soziale Miteinander auseinandersetzen zu haben.

© Gerd Altmann/PIXELIO.de

einander auseinanderzusetzen haben. Bislang wurde Misstrauen beinahe ausschließlich als negativer Gegenpart von Vertrauen betrachtet, Vertrauen und Misstrauen werden also als zwei Seiten ein und derselben Medaille begriffen. Es gibt aber mittlerweile ausreichende Hinweise, Vertrauen und Misstrauen als unterschiedliche psychologische Konstrukte zu konzipieren (Luhmann, 2000; Tomlinson & Lewicki, 2003). Ferner muss intensiver der Frage nachgegangen werden, welche positiven Potentiale sich aus erlebtem Misstrauen für das Interagieren in den verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen ergeben können (ebd.).

#### Literatur

- Aryee, S. Budhwar, P.S. & Chen, Z. X. (2002). *Trust as a mediator of the relationship between organisational justice and work outcomes: Test of a social exchange model*. *Journal of Organisational Behavior*, 23, 267-285.
- Fritsche, I. & Fischer, P. (2009). *Terroristische Bedrohung und soziale Intoleranz*. In A. Beelmann & K.J. Jonas (Hrsg.) *Diskriminierung und Toleranz* (S. 303-316). Wiesbaden: VS.
- Luhmann, N. (2000). *Vertrauen: ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* (4. Aufl.). Stuttgart: Enke.
- Mischel, W. (2004). *Toward an integrative science of the person*. *Annual Review of Psychology*, 55, 1-22.
- Neubauer, W. (2006). *Führung, Macht und Vertrauen in Organisationen*. Stuttgart : Kohlhammer.
- Preisendörfer, P (1995). *Vertrauen als soziologische Kategorie. Möglichkeiten und Grenzen einer entscheidungstheoretischen Fundierung des Vertrauenskonzeptes*. *Zeitschrift für Soziologie*, 24 (4), 263-272.
- Rosemann, B. & Kerres, M. (1986). *Interpersonales Wahrnehmen und Verstehen*. Bern: Huber.
- Schweer, M. (1996). *Vertrauen in der pädagogischen Beziehung*. Bern: Hans Huber.
- Schweer, M. (1997a). *Eine differentielle Theorie interpersonalen Vertrauens - Überlegungen zur Vertrauensbeziehung zwischen Lehrenden und Lernenden*. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 44, 2-12.
- Schweer, M. (1997b). *Bedingungen interpersonalen Vertrauens zum Lehrer: Implizierte Vertrauensstheorie, Situationswahrnehmung und Vertrauensaufbau bei Schülern*. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 44, 143-15.
- Schweer, M. (1997c). *Interpersonales Vertrauen, Ausbildungsatmosphäre und persönlicher Lernerfolg - Eine empirische Untersuchung zu den Korrelaten erlebten Vertrauens in der pädagogischen Beziehung*. *Empirische Pädagogik*, 11, 447-466.
- Schweer, M. (2003). *Vertrauen als Organisationsprinzip: Vertrauen im Spannungsfeld personalen und systemischen Vertrauens*. *Erwägen, Wissen, Ethik*, 2, 323-332.
- Schweer, M. (2008a). *Interpersonales Vertrauen und unbedingte Wertschätzung. Potenziale der Förderung pädagogischer Kompetenzen*. In E. Rohmann, D. Herner & D. Fetchenhauer (Hrsg.), *Positive Sozialpsychologie. Eine Festschrift für Hans-Werner Bierhoff* (S. 146-165). Lengerich: Pabst.
- Schweer, M. (2008b). *Vertrauen und soziales Handeln - Eine differentialpsychologische Perspektive*. In E. Jammal (Hrsg.), *Vertrauen im interkulturellen Kontext* (S. 13-26). Wiesbaden: VS.
- Schweer, M. & Bertow, A. (2006). *Vertrauen und Schulleistung*. In M. Schweer (Hrsg.), *Bildung und Vertrauen* (S. 73-85). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Schweer, M. & Padberg, J. (2002). *Vertrauen im Schulalltag*. Neuwied: Luchterhand.
- Schweer, M. & Thies, B. (2003). *Vertrauen als Organisationsprinzip*. Bern: Hans Huber.
- Schweer, M. & Thies, B. (2005). *Vertrauen durch Glaubwürdigkeit - Möglichkeiten zur (Wieder-) Gewinnung von Vertrauen aus psychologischer Sicht*. In B. Dernbach & M. Meyer (Hrsg.), *Vertrauen und Glaubwürdigkeit* (S. 47-63). Wiesbaden: VS.
- Siegrist, M. (2001). *Die Bedeutung von Vertrauen bei der Wahrnehmung und Bewertung von Risiken*. Stuttgart: *Arbeitsberichte der TA-Akademie*.
- Thies, B. (2002). *Vertrauen zwischen Lehrern und Schülern*. Münster: Waxmann.
- Thies, B. (2005). *Dyadisches Vertrauen zwischen Lehrern und Schülern*. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 52(2), 85-99.
- Thies, B. (2009). *Förderung von Vertrauen und Sozialklima*. *Schulmagazin* 5-10, 77(9), 9|12.
- Tomlinson, E. C. & Lewicki, R.J. (2003). *Managing Interpersonal Trust and Distrust*. G. Burgess and H. Burgess (Eds.), *Beyond Intractability*. Boulder: Posted.

#### ■ KONTAKT

Prof. Dr. Martin K. W. Schweer  
 Hochschule Vechta - Universität  
 Zentrum für Vertrauensforschung (ZfV)  
 Institut für Soziale Arbeit, Bildungs- und Sportwissenschaften (ISBS)  
 Tel. 04441|15-534  
 Mail: martin.schweer@uni-vechta.de

## Der Ländliche Raum - Mythos und Fakten

Vortrag zur Tagung „Zukunftsfähigkeit durch Wandel - Forschung an der Uni Vechta“

von Gerlind Weber, Wien

### Einleitung

„Eine Krise ist immer dann, wenn das Alte stirbt und das Neue nicht geboren werden kann“. Ganz im Sinne dieses Wortes von Antonio Gramsci werden in der politischen Diskussion um die Zukunft ländlicher Räume oft überkommene Einschätzungen zum ländlichen Raum geradezu beschworen. Dies führt dazu, dass man sich tendenziell jenen Fakten verschließt, die aber den Weg in die Zukunft weisen können. So sollen hier einige der gängigsten Mythen um den ländlichen Raum als solche benannt werden, als Grundvoraussetzung dafür, dass neue Positionierungen zum Thema „ländlicher Raum“ überhaupt entstehen können:

### Mythos Nr. 1:

*ländlich = landwirtschaftlich*

Ein Mythos, der mit geradezu trotziger Beständigkeit von Seiten der Agrarpolitik gepflegt und gegen alle Fakten am Leben gehalten wird, ist der, dass „ländlich“ gleichbedeutend mit „landwirtschaftlich“ gesetzt wird. Das heißt, wenn von dieser Perspektive aus Politik für den ländlichen Raum gemacht werden soll, so steht die Lage der Bauern im Mittelpunkt aller einschlägigen Überlegungen. Doch sogar in einer nach wie vor sehr stark durch eine intensive Landwirtschaft geprägten Region, wie es beispielsweise das Oldenburger Münsterland ist, beträgt die Quote der in der Landwirtschaft Beschäftigten in Relation zu allen Erwerbstätigen nur mehr 4 %, ebenso beläuft sich hier der Anteil der Landwirtschaft an der regionalen Bruttowertschöpfung nur mehr auf 4,3 %.

Dies heißt, obwohl die Landwirtschaft hier eng mit einer außerordentlich starken Lebensmittelindustrie verknüpft ist, gilt es zu bedenken, dass auch in dieser Region „viele Produktionsaktivitäten nicht mehr an die spezifischen Ressourcen dieses Raumtyps gebunden (sind)“ (BAUER, 2002). Generell hat sich das wirtschaftliche Fortkommen in ländlich geprägten Gebieten mittlerweile so stark von der Landwirtschaft entkoppelt, dass im-



„Ländlich“ bedeutet „landwirtschaftlich“, so ein gängiger Mythos

© Pixelmous/PIXELIO.de

mer die außeragrarisches Wirtschaft die Lebensperspektiven und die Lebensqualität der Bauern entscheidend mitbestimmt – und nicht umgekehrt. Es gilt der Satz LANNERS (2000): „Die Zukunft der Landwirtschaft ist eng mit der Entwicklung des ländlichen Raums verknüpft.“ Damit bringt er pointiert zum Ausdruck, dass eben der ländliche Raum und die Landwirtschaft wesensgemäß stark verschränkt, aber nicht (mehr) gleichzusetzen sind.

### Mythos Nr. 2:

*Ländlicher Raum = homogener Raumtyp*

Die Einsicht, dass der Entwicklungsverlauf ländlicher Gebiete keineswegs mit dem Entwicklungsverlauf der Landwirtschaft gleichzusetzen ist, zwingt zur Einsicht, dass man sich auf umfassende Weise diesem Raumtyp annähern muss. Um dabei den Überblick bei hoher Komplexität zu wahren, ist es zweckmäßig, sich des gedanklichen Konstrukts der „Multifunktionalität ländlicher Räume“ zu bedienen. Hier bietet sich die Kategorisierung nach BAUER (2002) an. Danach erfüllen ländliche Räume regelmäßig folgende Aufgaben:

- Produktions- und Versorgungsfunktion
- Wirtschaftskraftfunktion  
(Schaffung von Arbeit und Einkommen)
- Bildungs- und Kulturträgerfunktion
- Siedlungs- und Wohnfunktion
- Sozialleistungsfunktion
- Freizeit- und Erholungsfunktion
- Entsorgungsfunktion
- ökologische Funktion.

Die solcherart ganzheitliche Annäherung an ländliche Gebiete macht aber erkennbar, dass es nicht mehr vertretbar ist, von „dem“ ländlichen Raum zu sprechen, da es sich dabei keineswegs um eine homogene räumliche Kategorie handelt, sondern um relativ stark in ihren Entwicklungsverläufen voneinander abweichende Raumtypen. Wobei je nach Raumtyp eine unterschiedliche Kombination von Raumfunktionen dominiert, die zusammengenommen die Charakteristik des jeweiligen Raumtyps ausmachen.

Für Deutschland wurde seitens des Bundesamtes für Bauen und Raumentwicklung (BBR, 2004) folgende Raumtypisierung herausgearbeitet:

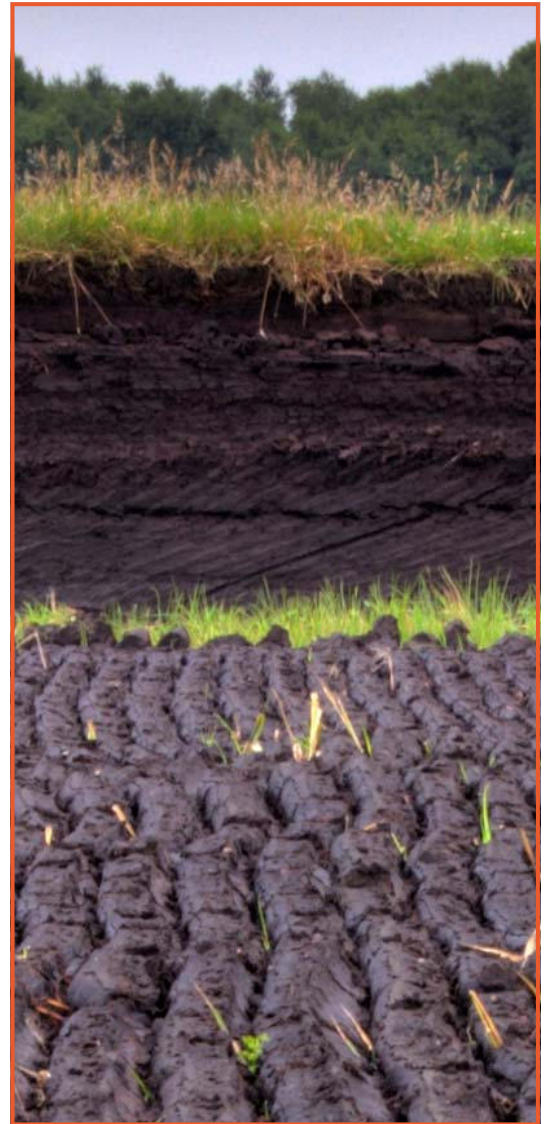
- Innerer Zentralraum
- Äußerer Zentralraum
- Zwischenraum geringer Dichte
- Periphererraum mit Verdichtungsansätzen
- Periphererraum sehr geringer Dichte.

Interessanterweise ist dieser im Sinne der Multifunktionalität ländlicher Räume thematisch aufgeweitete, aber räumlich stärker fokussierte Blickwinkel selbst für die Landwirtschaft zweckmäßiger als der übliche, wonach thematisch sektoral auf die Landwirtschaft fixiert, aber insgesamt für „den“ ländlichen Raum gedacht und gesprochen wird. Denn die Landwirtschaft wird sich hinkünftig nur dort gut halten können, wo es ihr gelingt, sich in ihrem Leistungsangebot an die Herausforderungen, die sich im Besonderen für den jeweiligen Raumtyp abzeichnen, anzupassen (WEBER, SEHER, 2007).

### *Mythos Nr. 3:*

#### *Ländlicher Raum = strukturschwach*

Eine integrative, nicht aus dem Blickwinkel der Landwirtschaft vorgenommene Typisierung ländlicher Räume verweist eine Behauptung sofort in das „Reich der Mythen und Legenden“, die generell den ländlichen Raum als strukturschwachen Raum beklagt. Dies ist



schlichtweg eine bloße Zweckbehauptung, um möglichst viel Fördergeld zu lukrieren. Diese Aussage deckt sich mit der Wirklichkeit jedoch nur teilweise, denn es sind viele ländlich geprägte Regionen strukturstarke bzw. sehr strukturstarke Räume.

Abgesehen davon, dass es einfach nicht zutreffend ist, den ländlichen Raum insgesamt als ökonomisch nachhinkendes Gebiet darzustellen, so ist doch darüber hinaus der damit eingenommene Blickwinkel ein fataler: Es ist förmlich zu einem Ritual in der Politik geworden, den ländlichen Raum pauschal als möglichst bedürftig und problembehaftet zu präsentieren. Dementsprechend wird viel Energie auf das Aufspüren und das Herauskehren der Schwächen eines so in der Realität nicht vorhandenen Raumtyps verwendet, statt von vornherein die Entwicklungsstrategien gebietstypenbezogen potenzialorientiert anzulegen. In diesem Zusammenhang gewinnt die Feststellung von LANNER (2000) an Bedeu-

*Torfabbau im  
Brockzeteler Moor  
bei Aurich, Ostfriesland -  
ein Beispiel für den  
strukturschwachen Raum?*

© Friedrich Frühling/PIXELIO.de

tung, wenn er sagt: „Erfolgreiche Unternehmer konzentrieren sich nicht auf ihre Probleme, sondern halten nach neuen Chancen Ausschau“. Per Analogie muss das auch für die Politik für den ländlichen Raum gelten. Statt ständig auf die Mehrung des Fördervolumens hinzuargumentieren, wäre es wichtig, sich abzeichnende Optionen gerade auch für strukturstarke Regionen - wie es das Oldenburger Münsterland ist - zu entwickeln.

So gilt es hervorstreichend, dass insbesondere die großen Zeitfragen wie die Anpassung an den Klimawandel und die Bekämpfung des Klimawandels, die Meisterung der Energiewende, die Substitution der fossilbasierten Industrieproduktion durch eine biobasierte (Stichwort „grüne“ und „rote“ Biotechnologie), der Umbau der neo-liberalen, finanzgetriebenen Wirtschaft zu einem tätigen, nachhaltigen, in Teilen wieder regionalorientierten Wirtschaften, ein steigendes Gesundheitsbewusstsein etc., die Flächenpotenziale des ländlichen Raumes in den Mittelpunkt sozio-ökonomischen Interesses treten lässt. Die sehr gute Ausgangsposition für ländliche Räume für einschlägige Innovationen steht prinzipiell außer Zweifel. Ob sie tatsächlich genutzt werden kann, wird entscheidend davon abhängen, wie sehr es gelingt, diese Potenziale vor Ort zu heben und zu binden.

#### *Mythos Nr. 4:*

*das Land = das Herz / die Stadt = das Hirn*

Vielfach werden mit dem ländlichen Raum Klischees bedient, die ihn als „naturnah“, „bodenständig“ oder „urproduktiv“ sehen und dementsprechend wird sein Image als Produktionsraum der Landwirtschaft und als Erholungsraum konsequent gepflegt. Damit wird aber auch die symbolische Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land gefestigt, die im Land das „Herz“ und in der Stadt das „Hirn“ im Staat erkennen will.

Tatsache ist aber, dass damit ein Mythos bedient wird, in dem sich die Hoffnungsträger der Wissensgesellschaft, nämlich die junge, gut ausgebildete Landbevölkerung oft nicht (mehr) entsprechend wiederfinden können. Sie kehrt in Scharen dem ländlichen Raum den Rücken. So ist es durchaus üblich, dass gerade in strukturschwachen ländlichen Gebieten etwa 80 Prozent eines Abiturjahrgangs abwandert (FUCHSHOFER, R., ECKSTEIN, K., WULLNER, M., 2002). Sie wissen, dass

Arbeitsplätze mit hohen Zukunftschancen in den Städten oder überhaupt in anderen Weltregionen zu finden sind, wo ihre Begabung, ihre Kreativität, ihre Bildung und ihr Drang, „nach oben“ zu kommen in Wohlstand und Lebensqualität umgesetzt werden kann. Die Folge ist, „dass das Bildungsniveau auf dem Lande tendenziell niedrig (ist)“ (KLINGHOLZ, 2009), was in einer Wissensgesellschaft ein großes regionales Handicap darstellt.

Wichtig wäre es daher, neben dem Ausbau entsprechender Bildungseinrichtungen auch zu einem Image für die ländlichen Räume zu finden, von dem sich im Besonderen die genannte Zielgruppe angesprochen fühlt. So spricht beispielsweise FLORIDA (2002) von „Talenten, Technologie und Toleranz“. Denn insgesamt muss es auch auf dem Land das Ziel sein, „jene kritische Masse an Kreativen (zu sammeln), die aus Ideen Produkte machen, die mit neuen Technologien neue Jobs schaffen, wodurch wiederum neue Talente angelockt werden“ (KLINGHOLZ, 2009).



*Naturnahe, idyllische Flusslandschaft - ein weiteres Klischee, das dem ländlichen Raum anhaftet.*

© Thomas-Max Müller/PIXELIO.de

#### *Mythos Nr. 5:*

*Strukturstarker ländlicher Raum = zukunftsfähiger ländlicher Raum*

„Nirgendwo in Deutschland ist es gelungen, aus der Landwirtschaft so viel Kapital zu ziehen wie im Oldenburger Münsterland“, stellt KLINGHOLZ (2009) anerkennend fest. Dementsprechend gilt es als „Silicon-Valley der Landwirtschaft“, „wo in einer geschlossenen Wertschöpfungskette Futtermittelproduktion, Tierzucht, Schlachthöfe, Lebensmittelbetriebe, Landmaschinenbau, Verpackungsmitteltechnologie, Transportunternehmen nebst den entsprechenden Dienstleistungssektoren miteinander vereint sind“ (ebenda). Es handelt sich um eine strukturstarke Region, in der die Mehrung der regionalwirtschaftlichen Prosperität im Fokus einschlägiger Entwick-

lungsbemühungen steht. In derartig ökonomisch erfolgreichen Gebieten werden in erster Linie auf weiteres Wirtschaftswachstum gesetzt, und erst in zweiter Linie die Grenzen der Belastung für Mensch und Umwelt, die mit dieser dynamischen Entwicklung einhergehen, thematisiert. Doch gerade vor dem Hintergrund der Forderung nach einem Mehr an Klimaschutz, Gewässerschutz, Artenschutz, Bodenschutz, Tierschutz, der Luftreinhaltung, der Wirtschaftsstabilität etc. schiebt sich zunehmend die Frage in den Vordergrund, ob Strukturstärke mit Zukunftsfähigkeit in der Regionalentwicklung tatsächlich gleichzusetzen ist, oder, ob vielmehr erst die Einbeziehung der gesellschaftsrelevanten und der ökologischen Dimension eine hinlängliche Einschätzung dieser fundamentalen Frage zulässt.

Gerade die dreidimensionale Betrachtung der Regionalentwicklung demaskiert wesensgemäß jeden unbegrenzten ökonomischen Wachstumspfad als Mythos und löst die Notwendigkeit nach Konsolidierungsstrategien aus, in deren Mittelpunkt eine Art neuer Bescheidenheit, was die Entwicklungsziele als auch was die Forderung nach einem Höchstmaß an Effektivität im Sinne der Nachhaltigkeit und Effizienz anbelangt.

Der Paradigmenwechsel der solcher Art zur Umsetzung ansteht, kann beispielsweise durch folgende Schlagworte skizziert werden:

- vom Ausbau zum Umbau bzw. Rückbau
- von der Finanzierung der „hardware“ (z. B. technische Infrastruktur) hin zu der „software“ (wie Bildung, Pflege, Gesundheit, Integration etc.)
- von der Konkurrenz hin zur Kooperation
- vom nachsorgenden Umweltschutz hin zur vorsorgenden Nachhaltigkeitsstrategie.

#### Literatur

- *BAUER, S. (2002): Gesellschaftliche Funktionen ländlicher Räume. In: W. von URFF, H. AHRENS, E. NEANDER: Landbewirtschaftung und nachhaltige Entwicklung ländlicher Räume. In: Forschungs- und Sitzungsberichte der ARL Eigenverlag. Hannover.*



- *FLORIDA, R. (2002): The Rise of the Creative Class.*
- *FUCHSHOFER, R., ECKSTEIN, K., WULLNER, M. (2002): Heidi wohnt hier nicht mehr. Zur Abwanderung des autochthonen kreativen und innovativen Potentials aus dem Lungau. Endbericht. Projekt des Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank Nr. 8347. Henndorf.*
- *HESSE, M. (2004): Mitten am Rand. Kommunal, H. 5/2004.*
- *KLINGHOLZ, R. (2009): Antizipation und Innovation sind angesagt – aber wie? Abstract zu Referat anlässlich der 11. Münchner Tage der Bodenordnung und Landentwicklung 2009.*
- *LANNER, S. (2000): Zukunftstrends im ländlichen Raum. In: Zeitschrift für Kulturtechnik und Landesentwicklung. H. 3/2000.*
- *WEBER, G. und SEHER W. (2006): Raumtypenspezifische Chancen für die Landwirtschaft. In: DISP, H. 3/2006.*

Windrad im Sonnenblumenfeld - der zukunftsfähige ländliche Raum?

© Ingo Anstötz/PIXELIO.de

#### ■ KONTAKT

O. Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. Gerlind Weber  
 Universität für Bodenkultur Wien  
 Department für Raum, Landschaft und Infrastruktur (RaLI)  
 Institut für Raumplanung und Ländliche Neuordnung (IRUB)  
 Tel. (+43 1) 47654-5352  
 Mail: gerlind.weber@boku.ac.at





#### ■ MEILENSTEINE DER HOCHSCHULGESCHICHTE

1830: Normalschule zur Ausbildung katholischer Lehrer  
 1861: Lehrerseminar  
 1947: Pädagogische Hochschule  
 1973: Eingliederung in die Universität Osnabrück  
 1995: Verselbständigung als Hochschule Vechta mit Universitätsstatus  
 2005: Integration der Katholischen FH Norddeutschland (Sozialwesen)  
 2010: Universität Vechta

#### ■ FORSCHUNGSZENTREN

Zentrum Altern und Gesellschaft (ZAG)  
 Zentrum für Empirische Bildungsforschung und Fachdidaktik (ZEBiD)

#### ■ INSTITUTE

Institut für Didaktik der Naturwissenschaften, Mathematik und des Sachunterrichts (IfD)  
 Institut für Gerontologie (IfG)  
 Institut für Geistes- und Kulturwissenschaften (IGK)  
 Institut für Katholische Theologie (IKT)  
 Institut für Soziale Arbeit, Bildungs- und Sportwissenschaften (ISBS)  
 Institut für Sozialwissenschaften und Philosophie (ISP)  
 Institut für Strukturforschung und Planung in agrarischen Intensivgebieten (ISPA)

#### ■ NICHT INSTITUTSGEBUNDENE FÄCHER

Designpädagogik, Kunstpädagogik, Musikpädagogik, Landschaftsökologie (LÖK)

#### ■ PERSONAL (Stand 01.01.2010)

Insgesamt: 369, davon wissenschaftlich: 198  
 Professoren/innen: 59 (davon 7 Verwalter), Wissenschaftlicher Mittelbau: 139  
 Mitarbeiter in Technik und Verwaltung (MTV): 171  
 Studierende: 3.252 (WS 2009/10)  
 Promovierende: 142 (WS 2009/10)



## IMPRESSUM

Mit der Novellierung des Niedersächsischen Hochschulgesetzes (NHG) 2010 wird die Umbenennung der Hochschule Vechta in Universität vollzogen.

© Hochschule Vechta



### ■ IMPRESSUM

**Herausgeber:** Die Präsidentin der Hochschule Vechta

**Redaktion und Layout:** Gert Hohmann

**Kontakt:** Hochschule Vechta - Universität

Stabsstelle Forschungsmanagement

Postfach 15 53, 49 364 Vechta

Tel. 04441|15-643

Fax 04441|15-444

E-Mail: gert.hohmann@uni-vechta.de

**Vertrieb:** Pressestelle der Hochschule Vechta

**Druck:** Caritas-Sozialwerk Dinklage (CSW)

**Auflage:** 1.000 Exemplare

**Erscheinungsweise:** *Vector* • DAS VECHTAER FORSCHUNGSMAGAZIN erscheint zweimal im Jahr.

Da es dazu dient, die breite Öffentlichkeit über die Forschung der Hochschule Vechta zu informieren, wurde bewusst eine vereinfachende und verkürzte Darstellung der Forschungsprojekte gewählt.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

**10.000 € für einen Groschen**

Wo gibt's denn sowas?

**?!?**

Bei der LzO. Das ist der Preis für junge Wissenschaftler in der Region, die es am besten verstehen, ihre Ergebnisse in verständlicher und innovativer Form zu verbreiten.

Ach so. Komplizierte Inhalte sollen also so einfach erklärt werden, dass bei jedem der Groschen fällt?

Genau. Mehr Infos gibt's unter [www.lzo-groschen.de](http://www.lzo-groschen.de). Jetzt bewerben!

groschen

LzO-Preis für  
Wissenschaftskommunikation

